

Probleme der Wertlehre

Zweiter Teil

Mündliche Aussprache über die Wertlehre
im theoretischen Ausschuß des Vereins für Sozialpolitik
30. September 1932 in Dresden

Herausgegeben von
Ludwig Mises und Arthur Spiethoff



Duncker & Humblot *reprints*

SCHRIFTEN
DES VEREINS FÜR SOZIALPOLITIK
183/II

Probleme der Wertlehre

Herausgegeben von

Ludwig Mises und Arthur Spiethoff

Zweiter Teil



VERLAG VON DUNCKER & HUMBLLOT
MÜNCHEN UND LEIPZIG 1933

Probleme der Wertlehre

Herausgegeben von

Ludwig Mises und Arthur Spiethoff

Zweiter Teil

Mündliche Aussprache über die Wertlehre
im theoretischen Ausschuß des Vereins für Sozialpolitik
30. September 1932 in Dresden



VERLAG VON DUNCKER & HUMBLOT
MÜNCHEN UND LEIPZIG 1933

A l l e R e c h t e v o r b e h a l t e n



Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co., Altenburg, Thür.

Vorwort

Die Werterörterung im theoretischen Ausschuß des Vereins für Sozialpolitik hat immer wieder hinausgeschoben werden müssen. Als die Untersuchung im September 1929 in Kissingen vom theoretischen Ausschuß beschlossen wurde, ging die Meinung dahin, die mündliche Aussprache auf der nächsten Generalversammlung des Herbstes 1930, für die wir Bamberg vorschlugen, stattfinden zu lassen. Der Hauptausschuß wählte als Tagungsort Königsberg, und damit war mit Rücksicht auf unsere österreichischen Freunde, von denen wir eine Reise nach Königsberg nicht gut erwarten konnten, die Erörterung im Anschluß an die damalige Generalversammlung unmöglich gemacht. Die Tagung war dann für den Herbst 1931 wiederum in Bamberg geplant, als die Bankzusammenbrüche des Sommers die Verlegung erzwangen. So konnte sehr gegen den Wunsch des theoretischen Ausschusses die Erörterung erst gelegentlich der Generalversammlung 1932 in Dresden stattfinden.

Bei dem Vorbereitungsbande hatten wir es in der Hand, alle wichtigen Auffassungen zur Wertlehre zur Geltung zu bringen. Den Besuch der Tagung konnten wir nicht in derselben Weise beeinflussen, und so müssen wir leider feststellen, daß sich niemand eingefunden hatte, die Auffassungen von Liefmann, Oppenheimer und Spann zu vertreten. Auch ein positiver Vertreter der Casselschen Lehre war nicht erschienen. So sehr wir diese Lücken bedauern, so konnten wir nicht der Auffassung sein, sie dadurch auszugleichen, daß wir nachträgliche Beiträge am Erscheinen Verhinderter in den Erörterungsband aufnahmen. Der Vorstand des Vereins hat sich dahin entschieden, im Erörterungsband keine Äußerungen zu bringen, die sich nicht der Kritik der Anwesenden gestellt haben.

Die Herausgeber.

Verzeichnis der Redner

- Prof. Dr. E. Lederer (Berlin) S. 1, 12, 26, 36, 37, 38, 60, 61, 81, 86, 90, 112
bis 115, 131
- Prof. Dr. L. von Mises (Wien) S. 1–12, 37, 116–120
- Prof. Dr. O. Engländer (Prag) S. 13–26, 60
- Prof. Dr. A. Amonn (Bern) S. 27–36, 121–126
- Priv.-Doz. Dr. G. Mackenroth (Halle) S. 37, 67–81, 93, 104
- Prof. Dr. F. A. Hayek (London) S. 37–38, 109
- Prof. Dr. A. Spiethoff (Bonn) S. 38, 57–60, 132
- Sektionsrat Dr. E. Schams (Wien) S. 39–45
- Prof. Dr. F. X. Weiß (Prag) S. 45–57, 91, 127–131
- Dr. E. Herzfelder (Berlin) S. 61–67
- Prof. Dr. W. Vleugels (Königsberg) S. 82–85
- Prof. Dr. G. Colm (Kiel) S. 86–91, 105
- Priv.-Doz. Dr. Haberler (Wien) S. 90
- Priv.-Doz. Dr. O. Morgenstern (Wien) S. 91–94
- Dr. Hans Zeisl (Wien) S. 94–100
- Priv.-Doz. Dr. Rosenstein-Rodan (London) S. 100–103
- Priv.-Doz. Dr. E. Egner (Leipzig) S. 103–106
- Prof. Dr. Schmidt (Frankfurt a. M.) S. 106–109
- Prof. Dr. Sven Helander (Nürnberg) S. 109–112

Den Vorsitz führt Professor Dr. **Emil Lederer** (Berlin):

Vorsitzender: Meine Damen und Herren! Auf Wunsch unseres Vorsitzenden, Herrn Spiethoff, habe ich die Leitung der Diskussion über das Wertproblem übernommen. Die Diskussion ist ja durch den Band, den in erster Linie Herr von Mises organisiert hat, eingeleitet, und es hat sich infolge dieser Vorbereitung bereits eine große Anzahl von Mitgliedern und Gästen des Ausschusses zum Worte gemeldet. Herr von Mises wird die Freundlichkeit haben, die Diskussion einzuleiten, nicht im Sinne eines Referats, sondern um einige Probleme zur Diskussion zu stellen. Ich bitte aber zum Zwecke der Organisation der Debatte alle diejenigen Herren, die sich an der Diskussion beteiligen wollen, mir das mitzuteilen, damit eine gewisse Ordnung der Rednerliste eintreten kann. Ich darf auch Ihr Einverständnis darüber voraussetzen, daß im Einvernehmen mit Herrn Spiethoff bereits eine vorläufige Ordnung der Rednerliste vorgenommen wurde. Denn eine chronologische Abfolge war schon deshalb nicht möglich, weil sich die Meldungen auf sehr lange Zeit verteilen und nicht festzustellen ist, in welcher Reihenfolge sie erfolgten. Ferner wird es mit Rücksicht auf die Diskussion notwendig sein, hier und da die Reihenfolge der Redner umzustellen.

Ich darf nun Herrn von Mises bitten, mit seinen Ausführungen zu beginnen.

Professor Dr. **Ludwig v. Mises** (Wien):

Wenn wir hier zusammentreten, um eine Frage der nationalökonomischen Theorie in Wechselrede zu erörtern, so müssen wir zunächst über zwei Grundsätze einig werden, weil sonst jeder Versuch einer Verständigung von vornherein aussichtslos wäre.

Wir müssen einmal, den Spuren Kants folgend, den Gemeinspruch: „Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis“ ablehnen. Ich glaube, daß über diesen Punkt nicht viel Worte zu verlieren sind. Wenn ich ihn dennoch erwähne, so geschieht es nur darum, weil auf der letzten Vollversammlung unseres Vereines in der Wechselrede der Ausdruck „Theoretiker“ von einem der Redner, ohne daß sich

sobort Widerspruch geltend gemacht hätte, mit einem höhrenden Beigeschmack verwendet wurde.

Weit wichtiger ist es, daß wir, um überhaupt verhandeln zu können, uns auch zu einem Grundsatz Kants bekennen müssen, den Kant zwar nicht ausgesprochen, aber doch wie alle seine Vorgänger stillschweigend vorausgesetzt hat. Wir müssen annehmen, daß die logische Struktur des menschlichen Denkens im Ablauf der Zeiten unveränderlich und für alle Rassen, Völker und Klassen gleich ist. Wir wissen sehr wohl, daß die Mehrheit des deutschen Volkes diesen Standpunkt nicht teilt; wir wissen, daß insbesondere auch die Mehrheit der Gebildeten ihn nicht teilt, und ich glaube, daß man auch sagen darf, daß die Mehrheit der Studierenden unseres Faches heute an den Universitäten Vorlesungen hört, in denen dieser Standpunkt abgelehnt wird. Die Auseinandersetzung mit den Lehren, die die Klassen-, Zeit- oder Rassengebundenheit des begrifflichen Denkens behaupten, gehört zweifellos zu den Aufgaben, denen wir uns nicht entziehen dürfen, wenn wir Gesellschaftslehre und Nationalökonomie treiben wollen. Doch diese Auseinandersetzung kann sinnvoll nur unter uns, d. h. nur unter denen vor sich gehen, die die Unabhängigkeit der Logik und des Denkens von Zeit, Rasse, Volkstum und Klasse annehmen. Wir können versuchen, die Einwendungen derer, die die Seinsgebundenheit des Denkens lehren, auf ihren Gehalt zu prüfen und bis ans Ende durchzudenken. Doch jene dürfen und können sich mit uns über unsere Einwendungen nicht auseinandersetzen, ohne ihren eigenen Standpunkt aufzugeben.

Das gilt nicht weniger als für die erkenntnistheoretische Auseinandersetzung über die Grundlagen sozialwissenschaftlicher Erkenntnis für die Erörterung der einzelnen Probleme unserer Wissenschaft. Wir wollen doch Wissenschaft und nicht subjektive Werturteile, Erkenntnisfragen und nicht Fragen des Willens, Sein und nicht Sollen erörtern. Wenn wir von der Wertlehre sprechen wollen, dürfen wir das nicht in der Weise tun, daß wir jedem gestatten, sich auf die Berechtigung seiner Auffassung vom Standpunkte seines Volkes, seiner Rasse oder seiner Klasse zu berufen. Und wir dürfen es schon gar nicht dulden, daß jemand dem andern die Seinsbedingtheit seines Standpunktes vorhält, daß jemand etwa in der bekannten Weise Böhm-Bawerks Zinstheorie als die Zinstheorie der Phäakenstadt Wien oder die subjektivistische Wertlehre als die politische Ökonomie des Rentners kennzeichnet. Der Marxist möge, wenn er es kann, Böhm-Bawerk als Repräsentanten nach Vergnügung haschender Studenten und glänzender, doch stets an Geldmangel leidender Offiziere entlarven, aber dann möge er diese Entdeckung denen mitteilen, die er für seine Klassengenossen hält, nicht uns, die wir in seinen Augen

auch nur Lebemänner, Phäaken und Rentner oder vielleicht noch Schlimmeres sind.

Ein Marxist — ich verstehe unter diesem Ausdruck hier nicht etwa die Mitglieder einer der auf Marx schwörenden politischen Parteien, vielmehr alle, die sich in ihrem sozialwissenschaftlichen Denken auf Marx berufen —, der sich dazu herbeiläßt, mit Leuten, die nicht seine Klassengenossen sind, ein wissenschaftliches Problem zu erörtern, hat den ersten und wichtigsten Grundsatz seiner Theorie preisgegeben. Wenn das Denken seingsgebunden ist, wie kann er mich, wie kann ich ihn verstehen? Wenn es eine „bürgerliche“ und eine „proletarische“ Logik gibt, wie soll dann ich, der „Bürger“, mich mit ihm, dem „Proleten“, auseinandersetzen? Wem es um den marxistischen Standpunkt Ernst ist — und dasselbe gilt mutatis mutandis auch vom Standpunkt derer, die das Denken als durch die Rassen- und Volkszugehörigkeit des Denkers bestimmt ansehen —, der muß für reinliche Scheidung der Wissenschaft eintreten. Ihm kann es nicht genügen, daß in den sportlichen Wettkämpfen die Klassen geschieden werden, daß es eine „bürgerliche“ Olympiade und eine „proletarische“ gibt; er muß diese Trennung vor allem für die wissenschaftliche Erörterung verlangen.

Die geringe Ergiebigkeit mancher Debatten, die hier im Verein für Sozialpolitik und in der Gesellschaft für Soziologie durchgeführt wurden, ist vor allem der Außerachtlassung dieses Grundsatzes zuzuschreiben. Der Standpunkt des starren Marxismus ist meines Erachtens irrig, doch der Standpunkt des Marxisten, der sich mit dem, was er „bürgerliche Wissenschaft“ nennt, in Erörterungen einläßt, ist konfus. Der folgerichtig denkende Marxist sucht die Gegner, die er „bürgerliche“ nennt, nicht zu widerlegen, er sucht sie physisch und moralisch zu vernichten.

Der Marxist überschreitet die Schranken, die er sich durch sein Bekenntnis zu Marx selbst setzt, wenn er an unserer Erörterung teilnehmen wollte, ohne sich vorher vergewissert zu haben, daß wir alle seine Klassengenossen sind. Das Kernstück des Marxismus ist die Lehre von der Klassengebundenheit des Denkens. Man kann diese Lehre nicht zeitweilig in ein Futteral stecken, um sie nur gelegentlich nach Belieben und Bedarf zu verwenden. Marxistische Ökonomie ohne materialistische Geschichtsauffassung wäre nichts als Verballhornung des Ricardianismus. Daß wir uns mit Ricardo auseinandersetzen müssen, wenn etwa Verteidiger seiner Arbeitswertlehre hier auftreten sollten, ist natürlich unbestritten.

Es ist keineswegs die Aufgabe einer Diskussion, wie es die unsrige ist, die Verschiedenheit, die zwischen unseren Auffassungen besteht, irgendwie zu verkleinern oder zu verschleiern. Für politische Tagungen erscheint

es erwünscht, den Gegensatz der Richtungen möglichst unbedeutend erscheinen zu lassen. Der Zweck solcher Veranstaltungen ist die Herbeiführung eines Entschlusses zu einheitlichem Handeln; dieser Zweck kann nur erreicht werden, wenn endlich alle in einer Linie stehen. Unsere Aufgabe ist nicht Handeln, sondern Erkennen; und Erkenntnis wird nur durch Klarheit und Schärfe, nie durch Kompromisse gefördert. Wir müssen uns bestreben, das, was uns trennt, möglichst scharf herauszuarbeiten.

Gerade wenn wir das tun, werden wir zu einem sehr wichtigen Ergebnis gelangen, nämlich zu der Feststellung, daß es auf dem Gebiete, das wir heute hier behandeln, viel weniger verschiedene Standpunkte gibt und geben kann, als es Etiketten und Parteien gibt.

Die Aufgabe, die wir uns setzen, ist die Erklärung der Markterscheinungen. Wir wollen die Gesetze erforschen, die die Bildung der Austauschverhältnisse der Güter und Dienstleistungen, das ist die Bildung der Preise, Löhne und Zinssätze, bestimmen. Ich weiß sehr wohl, daß auch dies bestritten wird. Die historische Schule der Staatswissenschaften glaubt, daß es allgemeingültige Markt- und Tauschgesetze nicht geben kann, und daß es daher sinnlos wäre, nach ihnen zu forschen. Die Preisbildung werde, meint man, nicht durch „ökonomische Gesetze“, sondern durch die „sozialen Machtverhältnisse“ bestimmt.

Daß man sich auch mit diesem Standpunkt auseinandersetzen muß, wenn man überhaupt Nationalökonomie treiben will, ist klar, und wir alle kennen die unvergänglichen meisterhaften Arbeiten von Menger, Böhm-Bawerk und anderen, in denen dies versucht wurde. Man kann jedoch nicht alle wissenschaftlichen Probleme gleichzeitig behandeln; wir haben uns mit dieser Leugnung der Möglichkeit nationalökonomischer Wissenschaft auf der Würzburger Tagung befaßt. Hier und heute darf davon nicht die Rede sein, soll unsere Aussprache nicht vom Ziele, das wir uns gesetzt haben, abirren.

Dieses Ziel ist die Erörterung der Markttheorie, und der erste Punkt, an dem unsere Arbeit einzusetzen hat, ist die Frage: sollen wir der Preislehre eine besondere Wertlehre unterbauen?

In der Wertlehre versuchen wir, die Preisbildung auf Faktoren zurückzuführen, die nicht nur in einer Gesellschaft wirksam sind, die das Sonder Eigentum und damit den Markt kennt, sondern in jeder denkbaren Gesellschaft, also auch in der tauschlosen Wirtschaft, d. h. in einer Wirtschaft, die den interpersonellen Tausch nicht kennt. Solche Wirtschaften sind auf der einen Seite die selbstgenügsame Wirtschaft des isolierten Wirts und auf der anderen Seite die Wirtschaft eines sozialistischen Gemeinwesens. Auf die Frage, ob diese beiden Wirtschaftsformen — iso-

lierte selbstgenügsame Wirtschaft und sozialistische Gemeinwirtschaft — nur Denkgebilde sind oder ob sie auch historisch realisierbar sind, gehen wir dabei nicht ein. Cassel hat den Sinn dieser Gedankenoperation verkannt, wenn er glaubt, daß man damit beabsichtigt habe, die Verhältnisse der primitiven Gesellschaft als den einfachsten Fall des Wirtschaftens zu studieren, um von da zu den — nach Cassels Meinung fälschlich — für verwickelter angesehenen Verhältnissen einer Geldwirtschaft fortschreiten zu können¹. Nicht den primitivsten oder den einfachsten, sondern den allgemeinsten Fall wollen wir mit diesem Denkgebilde studieren, um dann nicht etwa zu den historisch späteren und verwickelteren, sondern zu den spezielleren Fällen fortzuschreiten. Und wir wollen nicht, wie Cassel, das Geld und den Geldgebrauch schon voraussetzen, sondern wir wollen die Geldfunktion aus dem allgemeineren Fall einer geldlosen Wirtschaft heraus ableiten und erfassen.

Nur wenn der Katallaktik diese Zurückführung auf das Allgemeinste gelingt, wenn sie die Preisbildung zurückverfolgt hat, bis zu dem Punkt, wo die Entscheidung der Handelnden fällt: ich ziehe a dem b vor, hat sie ihre Aufgabe ganz erfüllt.

Hier macht die Nationalökonomie aber auch halt. Sie geht nicht weiter zurück und fragt nicht nach dem, was hinter den Entscheidungen der handelnden Menschen steht, warum gerade so gehandelt wird und nicht anders. Diese Selbstbeschränkung der Nationalökonomie ist nicht etwa Willkür. Sie findet ihre Rechtfertigung in dem Umstand, daß die Motive, aus denen gehandelt wird, für die Gestaltung der Preise belanglos sind. Es ist ohne Belang, ob die Nachfrage, die sich auf dem Markte nach Waffen geltend macht, von Menschen ausgeht, die Gutes, oder von solchen, die Böses planen. Entscheidend ist allein das, daß eine Nachfrage in bestimmtem Umfang auftritt. Das scheidet eben die Nationalökonomie von der Psychologie, daß für sie allein das Handeln in Betracht kommt, und daß die seelischen Vorgänge, die zu diesem Handeln geführt haben, für sie bedeutungslos sind.

Es wird immer wieder hervorgehoben, daß der Ausdruck „Wert“ mehrdeutig sei. Niemand wird das bestreiten wollen, niemand hat es je bestritten, und jeder Nationalökonom, der sich dieses Ausdrucks bedienen wollte, hat sich vor allem bemüht, die Vieldeutigkeit des Wortes Wert durch scharfe Begriffsbestimmung für den Bereich der wissenschaftlichen Arbeit zu beseitigen. Die Behauptung, daß die moderne Nationalökonomie den Wertbegriff nicht mit aller erforderlichen Schärfe fest-

¹ Vgl. Cassel, Grundgedanken der theoretischen Ökonomie. Vier Vorlesungen. Leipzig 1926. S. 27.

gelegt hätte, ist entschieden zu bestreiten. Wenn Cassel meint, daß die Begriffe „Gebrauchswert“ und „Tauschwert“ genügend Zeugnis ablegen von der Zweideutigkeit in der Auffassung des „Wertes“¹, so hat er, soweit das wissenschaftliche Schrifttum in Frage kommt, durchaus unrecht. Man hat zumindest seit der Mitte des 18. Jahrhunderts — also seit es überhaupt Nationalökonomie gibt — scharf zwischen diesen beiden Begriffen geschieden. Wenn man die Bedeutung, die jedem einzelnen dieser beiden Wertbegriffe für die Erklärung der Markterscheinungen beizulegen ist, verschieden beurteilt hat, so hatte dies mit Zweideutigkeit der Begriffsbildung nicht das mindeste zu tun. Es ist unzulässig, zu verkünden, die moderne Nationalökonomie hätte ihre Wertbegriffe nicht mit voller Schärfe herausgearbeitet. Da muß man Cassel, Gottl und alle die anderen denn doch bitten, ihre Vorwürfe an Hand eingehender Kritik der modernen Autoren zu beweisen.

Man muß leider immer wieder feststellen, daß der größte Teil der an der modernen Wertlehre geübten Kritik auf krassen Mißverständnissen beruht oder sich auf Dinge bezieht, die einem älteren, heute schon lange überwundenen Stadium der Entwicklung der Lehre angehören. Man darf die Entwicklung der letzten 40 Jahre nicht einfach ignorieren, man darf sich heute nicht mehr damit begnügen, Menger und Böhm-Bawerk flüchtig anzusehen. Man ist heute nicht mehr auf der Höhe, wenn man nicht auch Pareto kennt oder wenn man, um von Erscheinungen der allerjüngsten Zeit ganz zu schweigen, nicht Čuhel und Strigl gelesen hat. Die Kritik, die Cassel vor 33 Jahren an einigen Eigenheiten der Mengerschen und Böhmischen Darstellung geübt hat², war in manchen Punkten berechtigt, wenn auch seine positiven Ausführungen durchaus irrten. Doch Cassel geht fehl, wenn er glaubt, daß seine Kritik nicht nur die Darstellungsform, sondern auch das Wesen der Lehre berührt hätte, und es ist unverzeihlich, daß er an seinen Mißverständnissen noch heute festhält und dabei das ganze wissenschaftliche Schrifttum des letzten Menschenalters ignoriert. Alles, was Cassel über das Problem der Wertmessung zu sagen hat, ist hinfällig, weil es die Leistungen der letzten Jahrzehnte nicht berücksichtigt.

Die jüngste und heftigste Kritik der subjektivistischen Wertlehre geht vom Universalismus aus. Spann behauptet, daß sich ein Haushalt nur ändern könne, „wenn Erzeugung, Entlohnung, Verfrachtung, Verbrauch usw. sich vorher änderte, d. h. aber, streng genommen, das Gesamtganze der Volkswirtschaft eine Veränderung erfuhr“. Kein Glied sei daher be-

¹ Vgl. Cassel, a. a. O., S. 24.

² Vgl. Cassel, Grundriß einer elementaren Preislehre. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft, 1899.

griffsmäßig eine unabhängige Variable¹. Was wir täglich sehen und was die Erfahrung uns täglich bestätigt, widerspricht dieser Auffassung. Wenn ich mein Handeln ändere und etwa weniger Fleisch und dagegen mehr Gemüse zu verbrauchen beginne, so muß sich das auf dem Markt auswirken, und diese Änderung geht von mir aus und hat nicht zur Voraussetzung, daß sich vorher der Verbrauch geändert hat. Die Änderung des Verbrauches besteht eben darin, daß ich meinen Verbrauch ändere. Daß dies auf dem Markte in der Regel nur fühlbar wird, wenn nicht nur ein Mensch seinen Verbrauch geändert hat, sondern viele, ist eine Frage der Quantität, die mit dem prinzipiellen Problem nichts zu tun hat, und ebensowenig wird dieses prinzipielle Problem dadurch berührt, daß Änderungen des Verbrauches, die bei vielen auftreten, eine gemeinsame Ursache haben, daß etwa der Übergang vom Fleischverbrauch zum Gemüseverbrauch durch einen Wechsel der Anschauungen der Ernährungsphysiologie bewirkt sein mag. Das berührt aber die Motive, und warum die Motive für uns gleichgültig sind, haben wir bereits gesagt.

Das, was Spann ausdrücklich als die wichtigsten Einwendungen des Universalismus bezeichnet, die Ablehnung der Annahmen der größtmäßigen Bestimmbarkeit der Änderungen, der Meßbarkeit der Bedürfnisse und der Quantifizierbarkeit des Wertes, kann schon darum nicht als eine Einwendung gegen die subjektivistische Wertlehre verwendet werden, weil ja die subjektivistische Wertlehre gerade davon ausgeht, daß die Werte nicht gemessen, sondern skaliert werden, was Spann, in diesem Punkte den Ausführungen Cuhels und Paretos folgend, übernimmt, wenn er von ihrer Rangordnung spricht. Es gibt zweifellos unwiederholbare und einzige Leistungen, aber man darf sich von den Tatsachen, die wir im Handeln des Menschen beobachten können, doch nicht so weit entfernen, daß man sagt, jede Leistung sei unwiederholbar und einzig und von besonderer Art². Was wir tatsächlich feststellen können, ist, daß gewisse Leistungen als wiederholbare und vertretbare angesehen werden. Wenn Spann glaubt, seine Stellungnahme damit bewiesen zu haben, daß er darlegt, eine Oper von Mozart sei zwar wertvoller, stehe im Range höher als eine Oper von Flotow, aber man könne nicht sagen, daß sie zehneinhalbmal wertvoller sei, so kann man nur bedauern, daß dieser geistvolle Kritiker seinen Scharfsinn an Theorien verschwendet, die längst vor ihm bereits von den Führern der subjektivistischen Wertlehre kritisiert und zurückgewiesen worden waren, und daß auch er leider

¹ Vgl. Spann in seinem Beitrag zum 183. Band, I. Teil der Schriften des Vereins für Sozialpolitik, S. 204. Die Beiträge zu diesem Bande werden im weiteren als „Schriftenband“ mit der Seitenzahl zitiert.

² Vgl. Spann, Schriftenband, S. 217.

bisher noch nicht dazu gekommen ist, sich mit jenen Arbeiten der subjektivistischen Wertlehre zu befassen, die in den letzten 40 Jahren veröffentlicht wurden.

Alle Einwendungen, die Spann gegen die subjektivistische Lehre vorzubringen weiß, zerfallen, wenn man sie dem einfachen Tatbestande gegenüberhält, daß die Menschen im Leben immer wieder zwischen verschiedenen Möglichkeiten zu wählen haben und wählen. Der Rangunterschied, von dem Spann spricht, tritt gerade darin und in nichts anderem zutage, daß der Mensch ein konkretes a einem konkreten b vorzieht; aus solchen Entscheidungen von auf dem Markte in Austausch tretenden Menschen heraus bildet sich der Marktpreis. Wenn die Katallaktik an diese Wahlhandlungen anknüpft, dann wählt sie zu ihrem Ausgangspunkt einen Tatbestand, dessen Vorhandensein logisch in nicht zu bezweifelnder Weise festzustellen ist, und den jeder Mensch kennt und, weil er selbst handelt, auch in seinem Wesen begreift. Wenn sie, wie Spann es will, von Ganzheiten und Gebilden ausgehen wollte, so wäre ihr Ausgangspunkt willkürlich gewählt. Denn Ganzheiten und Gebilde sind nicht eindeutig bestimmt und nicht in einer Weise erkennbar und feststellbar, daß über ihr Sein oder Nichtsein allgemeine Einigung erzielt werden könnte. Die Ganzheiten und Gebilde werden von Spann ganz anders erschaut als von den Marxisten; Coudenhove-Kalergi sieht sie anders, als Friedrich Naumann sie sah.

Spann hält freilich die Begriffe des werttheoretischen Subjektivismus für willkürlich gewählt; so z. B. den Begriff der „Anzahl“. Es gebe nur im uneigentlichen Sinne eine „Anzahl“, denn „welche Einheit soll gelten? Soll ein Sack Mehl, ein Ballen Baumwolle oder ein Gramm davon, ein Stück oder ein Schock die Mengeneinheit sein?“¹ Auf die erkenntnistheoretische Frage, wie es mit dem Begriff „Anzahl“ bestellt sein mag, brauchen wir hier nicht einzugehen; denn nicht dies steht zur Erörterung, sondern die Frage, von welcher Mengeneinheit die Markttheorie auszugehen hat. Spann hat leider nicht bemerkt, daß gerade auf diese Frage die subjektivistische Wertlehre mit der größten Präzision die Antwort erteilt. Wir haben stets von jener Menge auszugehen, über die in der betrachteten bestimmten Wahlhandlung entschieden wird. Ich muß es bei diesem Hinweis bewenden lassen, weil ich nicht das wiederholen will, was ich über Gesamtwert in meiner Geldtheorie gesagt habe².

Wo Spann recht hat, bewegt er sich in den Bahnen, die die von ihm bekämpfte subjektivistische Lehre gewiesen hat. Wo er die subjektivi-

¹ Vgl. Spann, Schriftenband, S. 222.

² Vgl. meine „Theorie des Geldes und der Umlaufsmittel“. 2. Aufl. München und Leipzig 1924. S. 18—20.

vistische Lehre angreift, verstrickt er sich in metaphysische Spekulationen, die ihn vielfach auch dort behindern, wo er an sich im Rechte ist, wie z. B. in der Zurückweisung der Irrtümer jener, die die Nationalökonomie mathematisieren wollen. Über diesen Punkt dürfen wir aber heute nicht sprechen. Sollte unsere heutige Aussprache erfolgreich verlaufen und so den Beweis erbringen, daß der Verein für Sozialpolitik ein geeigneter Boden sei, um nationalökonomische Probleme zu erörtern, dann glaube ich, daß es kein zweites Problem gibt, das so dringend einer Aussprache bedarf wie das der mathematischen Methode. Man kann aber dieses Thema nicht so nebenbei abtun, man muß seiner Behandlung schon gründliche Vorbereitung widmen und seiner Besprechung ausreichende Zeit zur Verfügung stellen.

Mit Spann werden wir leider nie zu einer Einigung gelangen können, weil er seiner Denkarbeit ein anderes Ziel stellt als wir unserer. Spann kommt es nicht darauf an, das Sein zu erkennen und zu erklären, sondern er geht darauf aus, den richtigen und, daraus folgend, den gerechten Preis zu finden¹. Darin gerade erblickt er das Versagen der alten Lehrbegriffe, daß sie dieses Ziel nicht anstreben und daher auch nicht erreichen können. Wir gehen darauf aus, zu erkennen, was ist, weil wir uns darüber klar sind, daß dies die einzige Aufgabe ist, die sich die Wissenschaft setzen kann, und daß allein darüber eine Einigung erzielt werden kann. Spann geht darauf aus, zu erkennen, was sein soll. Und wenn jemand kommt und der Meinung ist, daß etwas anderes sein soll, so steht der Universalismus hilflos da und kann immer nur wiederholen: ich aber halte meine Auffassung für richtig und will meine Lösungen für gerecht ansehen. Der Universalismus kann seinem Gegner nur sagen: du bist eben minderwertig, und deine Minderwertigkeit macht es dir unmöglich, das Richtige und Gerechte so zu erkennen wie ich, der Höherwertige, es tue. Daß bei solcher grundsätzlichen Verschiedenheit des Standpunktes eine wissenschaftliche Auseinandersetzung niemals fruchtbar werden könnte, ist wohl klar.

Will man erkennen, was die Grenznutzenlehre für uns bedeutet, dann sehe man eine beliebige Darstellung der Marktlehre in einem der heute gangbaren Lehrbücher an und versuche es, alles das auszuschneiden, was darin an Gedanken enthalten ist, die wir der modernen Theorie des werttheoretischen Subjektivismus verdanken. Man nehme die führenden Werke der Betriebswirtschaftslehre — etwa die Arbeiten Schmalenbachs — zur Hand, und man wird erkennen, wie fruchtbar für dieses Fach die Denkarbeit der Subjektivisten geworden ist. Man wird dann zugestehen müssen,

¹ Vgl. Spann, Schriftenband, S. 250.

daß es heute nur noch eine Nationalökonomie gibt. Das gilt, wie ich ausdrücklich feststellen möchte, auch für das deutsche Sprachgebiet.

Der Lösung der Grundaufgabe der Katallaktik stand die längste Zeit hindurch die scheinbare Antinomie der Werterscheinungen entgegen. Erst als es gelungen war, diese Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen, konnte man eine geschlossene Wert- und Preislehre aufstellen, die, von dem Handeln des einzelnen ausgehend, zur Erklärung aller Markterscheinungen fortschreitet. Mit der Überwindung der Wertantinomie durch Menger, Jevons und Walras beginnt die Geschichte der modernen Nationalökonomie. Es gibt keinen wichtigeren Einschnitt in der Geschichte der Nationalökonomie als es der ist, der durch das Auftreten dieser Männer gekennzeichnet wird. Doch deutlicher, als es noch vor einem Menschenalter möglich war, erkennen wir heute, daß die Arbeit der Klassiker nicht nutzlos gewesen ist, und daß der Kern dessen, was sie geleistet haben, in das moderne System übernommen werden konnte. Der Gegensatz von Subjektivismus und Objektivismus, von Nutzentheorie und Kostentheorie in der Wertlehre hat an Schärfe nichts verloren. Wir sehen ihn aber doch in einem anderen Lichte, seit wir es verstanden haben, dem Kostenbegriff in neuer Fassung die Stellung im System der subjektivistischen Nationalökonomie einzuräumen, die ihm gebührt.

In der klassischen Theorie nahm die Geldlehre eine Sonderstellung ein. Es ist weder Ricardo noch seinen Nachfolgern gelungen, eine Erklärung der Markterscheinungen zu geben, in der für die Erklärung der Geldpreise von denselben Grundsätzen Anwendung gemacht werden konnte, die für die Erklärung der Austauschverhältnisse im direkten Tausch gebraucht wurden. Wenn man von einer Kostentheorie, wie es die der Klassiker ist, ausgeht, und wenn man auf dem Boden der Arbeitswertlehre steht, kann man begrifflicherweise die Probleme des indirekten Tausches nicht meistern. So ergab sich die auffällige Sonderstellung der Geld- und Banktheorie und damit auch der Krisentheorie. Der Triumph der subjektivistischen Wertlehre liegt darin, daß sie diese Sonderstellung beseitigt hat, daß es ihr gelungen ist, die Theorie des indirekten Tausches auf dem Boden der des direkten Tausches aufzubauen, ohne Hypothesen zu Hilfe nehmen zu müssen, die nicht schon in den Grundgedanken ihres Systems enthalten sind. Mit der Sonderstellung der Geld- und Umlaufmitteltheorie fiel auch die Sonderbehandlung der Krisenlehre. Auch hier haben wir wieder festzustellen, daß die subjektivistische Lehre von dem von den Klassikern hinterlassenen Geistesgut den größten Nutzen gezogen hat. Die moderne Bank- und Konjunkturlehre ist durchaus als Nachfahre der Currency-Theorie zu bezeichnen, die ihrerseits wieder auf Ricardianischen Gedanken aufgebaut ist.

Innerhalb der modernen subjektivistischen Nationalökonomie unterscheiden wir mehrere Richtungen. Wir sprechen gewöhnlich von der österreichischen, von der Lausanner und von der anglo-amerikanischen Schule. Darüber, daß es sich hier nur um eine andere Darstellungsweise desselben Grundgedankens handelt, und daß die drei Typen mehr durch ihre Terminologie und durch Eigenheiten der Darstellung und nicht durch den Inhalt ihrer Lehre geschieden sind, hat die Arbeit von Morgenstern, die Ihnen vorliegt, das Notwendigste gesagt.

Es wird immer wieder die Behauptung aufgestellt, daß es nicht eine, sondern viele Nationalökonomien gibt. Sombart kennt drei Nationalökonomien. Andere kennen noch mehr Nationalökonomien, und manche gehen so weit, zu sagen, es gebe so viele Nationalökonomien als es Nationalökonomien gibt. Das ist ebenso unrichtig wie Sombarts Behauptung, die Nationalökonomie wisse nicht, wo auf dem globus intellectualis ihr Feld liege. Daß die Probleme der Katallaktik das Feld unserer Wissenschaft sind, daß sie uns gegeben sind und von uns gelöst werden sollen, kann doch wohl niemand bestreiten. Der Historismus bestreitet es zwar, aber nur im Prinzip. Sobald er daran geht, Wirtschaftsgeschichte zu treiben, umgrenzt er sein Feld doch wieder in der Weise, daß er aus dem Gesamtgebiet der geschichtlichen Erscheinungen die katallaktischen für sich in Anspruch nimmt.

Für die Lösung der Probleme der Katallaktik haben wir heute nur eine Theorie, mag sie sich auch verschiedener Ausdrucksformen bedienen und in verschiedenem Gewand auftreten. Daß es auch Gegner gibt, die diese Theorie ablehnen oder glauben, etwas ganz anderes als sie lehren zu können, ist nicht zu bestreiten. Gerade dieser Umstand, daß angesehene Männer wie Cassel, Otto Conrad, Diehl, Dietzel, Gottl, Liefmann, Oppenheimer, Spann glauben, gegen sie auftreten zu müssen, macht unsere Erörterung notwendig. Ihre Aufgabe ist nicht die einer mittelalterlichen Disputation, die rechte Lehre festzustellen und zu kanonisieren, sondern Klärung der Gegensätze durch scharfe und genaue Herausarbeitung. Wir werden am Ende unserer Wechselrede nicht abstimmen, wir werden unbekehrt auseinandergehen, wenn auch vielleicht nicht unbelehrt. Wenn unsere Verhandlung heute und die Verhandlungsschrift künftig den Jüngern unserer Wissenschaft bei der Gewinnung ihres Standpunktes Hilfe leisten mag, dann ist alles erreicht, was eine Tagung wie diese fruchtbar machen kann.

Der Herr Vorsitzende des Unterausschusses hat mir die Aufgabe zugedacht, die Erörterung einzuleiten. Ich betrachte mich nicht als Referenten, werde daher auch kein Schlußwort sprechen, was ja bei einer Erörterung wie der unsrigen wohl auch sinnlos wäre, werde aber für mich

in Anspruch nehmen, unter Umständen wie jeder der Anwesenden in die Wechselrede einzugreifen. Daß meine einleitenden Ausführungen nicht farblos waren, daß die Gegner der subjektivistischen Wertlehre sie nicht als unparteiisch ansehen werden, weiß ich recht wohl. Vielleicht aber werden auch sie mir zustimmen, wenn ich am Schlusse sage: Ist es nicht merkwürdig, daß diese subjektivistische Wertlehre, die in deutschen Landen von allen Parteien verdammt und verketzert wird, die schon tausendmal totgesagt wurde, doch nicht aufhört, im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Erörterung zu stehen? Ist es nicht erstaunlich, daß die Gedanken von Menger und Jevons das allgemeine Interesse erwecken, wogegen alle ihre Zeitgenossen längst vergessen sind? Wagt es heute noch jemand, neben Namen wie Gossen, Menger oder Böhm jene Zeitgenossen zu nennen, die bei Lebzeiten viel berühmter waren? Daß heute immer noch Bücher erscheinen, die dem Kampfe gegen die Lehren von Menger und Böhm-Bawerk gewidmet sind, empfinden wir als eine des großen Gegenstandes durchaus würdige Behandlung; denn diese immer wieder totgesagten Lehren leben, und Lebendes bewährt sich eben darin, daß es Widersacher findet. Würden wir es nicht als einen Kampf gegen Windmühlen ansehen, wollte jemand seine Arbeit der Widerlegung der längst abgestorbenen Lehren der seinerzeit viel berühmteren Zeitgenossen dieser Männer widmen? Wenn es wahr ist, daß die Bedeutung eines Schriftstellers in seiner Wirkung auf die Nachwelt liegt, dann haben die Begründer der Grenznutzenschule wohl größere Bedeutung erlangt als irgendein anderer Nationalökonom der nachklassischen Zeit. Wer auch immer sich heute an die Probleme der Nationalökonomie heranwagt, kann die Auseinandersetzung mit der viel gelästerten subjektivistischen Wertlehre nicht umgehen. In diesem Sinne kann man sie, ungeachtet des Umstandes, daß, wer sich in deutschen Landen zu ihr bekennt, viel Feindschaft und noch Ärgeres in Kauf nehmen muß, die herrschende Lehre nennen. Das vornehmste Attribut der Herrscherstellung einer Lehre ist, Ziel vieler Angriffe zu sein. Die Grenznutzenschule bewährt ihre Herrschaft über die Geister, indem sie sich vor Ihnen auf der Anklagebank niederläßt.

(Beifall.)

Vorsitzender: Herr von Mises hat in seinen Ausführungen im wesentlichen die methodischen Fragen der Theorie in den Mittelpunkt gestellt. Ich muß es ganz der Diskussion überlassen, ob auf diese methodischen Fragen systematisch eingegangen werden soll oder ob der vielleicht fruchtbarere Weg gewählt wird, daß die konkreten Probleme in den Mittelpunkt treten und an diesen konkreten Fragen die Berechtigung oder Fruchtbarkeit der methodischen Positionen nachgewiesen wird. Ich darf

für mich selbst sagen, daß ich mir auch das Recht nehmen möchte, mich an irgendeiner Stelle in die Rednerliste einzufügen. Ich möchte aber jetzt nicht die Tatsache, daß ich das Wort habe, mißbrauchen, sofort Herrn von Mises zu erwidern, wenngleich ich die Bemerkung nicht unterdrücken kann, daß vielleicht manche Konturen von ihm überscharf gezeichnet wurden. Das hatte aber vermutlich nur den pädagogischen Sinn, die Vertreter anderer Meinungen um so stärker auf den Plan zu rufen, zumal diese, wie ich zu meinem Bedauern feststelle, bisher in der Rednerliste noch nicht sehr reichlich vertreten sind. Das wird sich hoffentlich noch ändern.

Ich darf nun Herrn Engländer bitten, das Wort zu nehmen.

Professor Dr. **Oskar Engländer** (Prag):

Meine Damen und Herren! Zwei Bedeutungen des vieldeutigen Wortes Wert sind es, von denen die theoretische Volkswirtschaftslehre auszugehen hat: Wert im objektiven und im subjektiven Sinne. Zum Begriffe des subjektiven Wertes gelangen wir durch folgende Erwägung. Zweck des Wirtschaftens ist die Beschaffung von Gütern der Außenwelt. Man begehrt nun aber diese Güter nicht um ihrer selbst willen, sondern wegen eines bestimmten durch diese Güter zu erzielenden seelischen Erfolges. Dieser seelische Erfolg ist entweder die Verwirklichung dessen, was man primäre Werte nennt, was um seiner selbst willen angestrebt wird, Lust, Erkenntnis, Bereicherung unserer Vorstellungen oder Abwehr von primären Übeln, wie Schmerz, Irrtum. Wenn man ein Buch erwerben will, will man in letzter Linie die durch das Buch vermittelte Erkenntnis als primären Wert; wenn man ein Heilmittel anschafft, will man Beseitigung von Schmerz als primärem Übel. Die primären Werte und primären Übel stehen zueinander in dem Verhältnisse einer bestimmten Rangordnung. Man zieht einen Wert einem anderen vor, man zieht die Beseitigung eines Übels der Beseitigung eines anderen Übels vor, man zieht die Verwirklichung eines Wertes der Beseitigung eines Übels vor usw. Dieses Vorziehen und Wählen ist, wie Franz Brentano gezeigt hat, ein besonderes psychisches Phänomen, für welches insbesondere auch die Intensität nicht entscheidend ist. In Betracht kommt ferner das Aufwiegen oder Überwiegen eines primären Wertes durch mehrere primäre Werte, jeder für sich geringeren Ranges. Man zieht das Lesen eines Buches dem Besuche einer Theatervorstellung oder eines Konzertes vor, beide zusammen werden aber dem Lesen des Buches vorgezogen. Von besonderer Bedeutung ist nun, daß sich der einzelne primäre Wert — was vom primären Werte gilt, gilt immer auch vom primären Übel — in keiner Weise selbst irgendwie

als zahlenmäßige Größe erfassen läßt, und daß auch das Vorzugsverhältnis verschiedener Werte sich jeder zahlenmäßigen Erfassung entzieht. Es wäre absurd, zu sagen, das Lesen eines Buches sei etwa 25mal wertvoller als der Genuß einer Zigarre. Nur beim Aufwiegen oder Überwiegen treten zahlenmäßige Verhältnisse hervor. Man kann sagen, ein Apfel sei jemandem ebenso lieb wie zwei Birnen. Nur ist in dieser Beziehung wieder daran festzuhalten, daß dieses Aufwiegeverhältnis zunächst einmal von der Menge abhängt, die sich von dem einen Gute und von dem anderen Gute im Besitze der Wirtschaft befindet, sich also nicht auf die Güterart als Ganzes bezieht, und daß das Aufwiegeverhältnis bei stetigen Änderungen der Menge sich un stetig ändert. Hierauf wollen wir noch zurückkommen.

Vom subjektiven primären Werte gelangen wir zum wirtschaftlichen Werte. Richtiger sollte man nicht von einem wirtschaftlichen Werte, sondern von dem Werte beim Wirtschaften sprechen. Denn es handelt sich beim subjektiven primären Werte und beim wirtschaftlichen Werte keineswegs um verschiedene Arten von Werten. Wenn wir vielmehr den wirtschaftlichen Wert mit Menger als die Bedeutung erfassen, die wir einem Gute in Hinblick darauf beilegen, daß wir mit einer Bedürfnisbefriedigung von ihm abhängig sind, so heißt dies, daß wir beim Wirtschaften mit einem anzuschaffenden Gute einen bestimmten primären subjektiven Wert verbinden. Handelt es sich nun dabei um ein einziges für sich stehendes Stück einer Güterart, so ist die Frage, welcher primäre Wert bei der Erwerbung des Gutes mit diesem verbunden wird — wir sprechen der Einfachheit halber nur von der Erwerbung und nicht auch von der Hingabe des Gutes —, leicht zu beantworten. Es ist der höchste primäre Wert, der mit dem betreffenden Gute verwirklicht werden kann. Anders hingegen, wenn wir ein Stück einer Güterart zu einer Menge oder innerhalb einer Menge dieser Güterart erwerben. An sich wären hier drei Möglichkeiten gegeben. Man könnte mit dem zu erwerbenden Gute wieder den höchsten primären Wert verbinden, der sich mit dem Gute verwirklichen läßt. Oder man könnte mit ihm jenen primären Wert verbinden, der mit ihm tatsächlich verwirklicht wird. Oder man könnte schließlich mit ihm nur jenen primären Wert verbinden, der durch die Erwerbung des betreffenden Stückes zuwächst, also von ihm abhängig ist, ohne Rücksicht darauf, welcher primäre Wert dann tatsächlich mit dem Stücke verwirklicht wird. Nur die dritte Möglichkeit trifft zu. Man verbindet mit einem zu einer Menge oder innerhalb einer Menge zu erwerbenden Stücke einer Güterart den von diesem Stücke abhängigen Wert, das ist der Wert, der zuwächst, wenn die übrige Menge zur Erzielung der im Range höher stehenden Werte verwendet wird. Wenn man zu drei Äpfeln oder neben drei Äpfeln einen vierten Apfel anschafft, schätzt man diesen weder nach

dem höchsten mit Äpfeln überhaupt zu verwirklichenden Werte noch auch mit dem primären Werte, der mit diesem Apfel tatsächlich verwirklicht wird, sondern nur nach jenem primären Werte, der mit einem vierten Apfel zuwächst, wenn man drei Äpfel — und auch alle übrigen Güter — bestmöglich verwendet. Diesen zuwachsenden abhängigen primären Wert bezeichnet die österreichische Schule als Grenznutzen, und dieser Ausdruck wurde auch allgemein angenommen. Man sollte aber nicht sagen, wie man häufig hört, der Grenznutzen sei gleich dem zuwachsenden primären Wert, sondern der Grenznutzen besteht in dem zuwachsenden primären Wert, ist mit ihm identisch. Mit dem Worte „gleich“ ist leicht die Vorstellung eines Gegenüberstellens verbunden. So stellt man Grenznutzen und wirtschaftlichen Wert einander gegenüber. Der wirtschaftliche Wert wird dadurch zu etwas anderem als ein bestimmter Nutzen, er wird leicht zu einem Preis, und man kommt so über den Begriff des wirtschaftlichen Wertes zu einer Bestimmung des Preises durch den Grenznutzen, was vollkommen unrichtig ist. Dieser Gefahr ist die Schule nicht immer entgangen.

Dem subjektiven Werte steht der objektive Wert gegenüber. Letzterer Begriff ist nicht leicht zu fassen. Man könnte ihn zunächst mit dem Preise identifizieren. Allein, das wäre ganz unzulässig, da gar kein Grund vorliegt, für dieselbe Sache, für die man schon einen klaren Ausdruck besitzt, auch noch einen unklaren Ausdruck zu schaffen. Andererseits hängt der objektive Wert, wie man allgemein empfindet, doch irgendwie mit Preisen zusammen. Die angemessenste Bestimmung des Begriffes ist die, daß er die Stellung des Gutes im Preisaufbau, das Verhältnis seines Preises zu den Preisen der anderen Güter bedeutet. Er ist objektiver Tauschwert, ohne daß man dabei aber an einen unmittelbaren Tausch von Gütern zu denken hat. In diesem Sinne ist insbesondere auch der von den englischen Klassikern gebrauchte Ausdruck *value in exchange* zu verstehen. Dieser Ausdruck bedeutet keinen Preis, sondern nur ein Preisverhältnis. Wenn also die Klassiker und insbesondere Ricardo den *value in exchange* erklären, erklären sie ein Preisverhältnis. Das ist, wie sich noch ergeben wird, für das Verständnis der klassischen Lehre von besonderer Wichtigkeit.

Es entsteht nun die eigentliche Hauptfrage: Welche Bedeutung hat der Wert für die Erklärung der Preise? Der objektive Wert kann hier nicht in Betracht kommen, denn das Preisverhältnis soll doch eben erklärt werden, kann also selbst zur Erklärung der Preise nicht dienen. Es kann sich daher nur um den subjektiven Wert handeln, um die Frage, inwiefern dieser zu einer Erklärung der Preise, des Grundproblems der Nationalökonomie, herangezogen werden kann. Dies allein interessiert den

Nationalökonomien an dem subjektiven Wert. Alles, was darüber hinausgeht, gehört nicht mehr in die Nationalökonomie, sondern allenfalls in die Psychologie oder Ethik. Was nun die Eignung des subjektiven Wertes anbelangt, Preise zu erklären, so scheiden sich hier die Geister. Die klassische Nationalökonomie und ihre Nachfolger haben die Verwendung des subjektiven Wertes zur Erklärung der Preise abgelehnt. Sie beriefen sich dabei auf die tägliche Erfahrung. Die wertvollsten Güter, wie Luft und Wasser, erzielen gar keinen Preis, ein so wichtiges Gut wie Brot erzielt nur einen geringen Preis, während so unwichtige Güter wie Edelsteine einen hohen Preis erzielen. Der Gebrauchswert könne also für den Preis nicht maßgebend sein. Man suchte daher nach objektiven Bestimmungsgründen des Preises. Diese fand Adam Smith für die entwickelte Verkehrswirtschaft bekanntlich in Arbeitslohn, Grundrente und Kapitalzins. Allein, diese Auffassung war nicht haltbar. Denn diese drei Faktoren sind in den Preisen verschiedener Güter in verschiedenen Verhältnissen gegeben. Will man also Preise der Güter aus ihnen erklären, muß man zunächst ihr gegenseitiges Preisverhältnis selbst erklären. Mit anderen Worten, man muß in der Lage sein, alle Preise auf einen einzigen Faktor zurückzuführen, dessen verwendete Menge die einzelnen Preise bestimmt und dessen Preis selbst wieder in irgendeiner Weise bestimmt wird. Diese Aufgabe hat Ricardo richtig erkannt. Er suchte jenen einheitlichen Faktor, dessen Verwendung das Verhältnis der Preise bestimmt, und er fand diesen Faktor in der menschlichen Arbeitskraft. Das Verhältnis der Preise der Güter bestimmt sich nach dem Verhältnisse, in dem auf sie menschliche Arbeit aufgewendet wird. Damit war ein objektiver technischer Bestimmungsgrund des Preisverhältnisses, des *value in exchange*, gegeben. Zur Begründung konnte sich dabei Ricardo auf die tägliche Erfahrung berufen. Wenn die auf ein Gut aufgewendete Arbeitsmenge in dessen Preis besser bezahlt würde als in einem anderen Gute, müßte dies zu einem Überangebot an ersterem Gute und einem Unterangebot an letzterem Gute führen, bis sich die dem Verhältnisse der Arbeitsmenge entsprechenden Preisverhältnisse herstellen.

Nun waren aber noch Grundrente und Kapitalzins zu erklären. Insbesondere war die Grundrente aus den Preisen auszuscheiden. Dies tat Ricardo in der Weise, daß er alle Rente für bloße Differenzialrente erklärte. Das Grenzprodukt wirft bei den mit Hilfe von Grund und Boden oder sonstigen Naturgaben erzeugten Gütern infolge Abnahme des Ertrages bei verschiedener Fruchtbarkeit, verschiedener Lage oder wachsendem Kostenaufwand nicht mehr ab, als der auf das Grenzprodukt aufgewendeten Arbeitsmenge entspricht. Die Rente ergibt sich aus der bei den Vorgrenzprodukten gegenüber dem Grenzprodukt ersparten Arbeits-

menge. Sie ist bezahlte, aber nicht geleistete, weil ersparte Arbeit. Damit war die Grundrente als Preisbestimmungsgrund ausgeschieden, und die Möglichkeit, alle Preise auf bloße Arbeit zurückzuführen, gewahrt. Was nun aber den Kapitalzins anbelangt, hat Ricardo die durch dessen Bestehen sich ergebende Modifikation des Kostengesetzes erkannt und ausgeführt, daß bei gleichem Arbeitsaufwande jenes Erzeugnis einen höheren Preis erzielen muß, dessen Erzeugung einen längeren Zeitraum in Anspruch nimmt. Die Entstehung des Kapitalzinses selbst und die Bestimmungsgründe seiner Höhe hat er nicht erklärt.

Diese Lücke hat in folgerichtiger Weiterführung des Gedankenganges Ricardos Marx ausgefüllt. Das Kostengesetz gilt auch für die menschliche Arbeitskraft. Auch deren Preis richtet sich nach der zu ihrer Erzeugung und Erhaltung notwendigen Arbeitsmenge. Der Arbeiter ist aber zugleich der einzige, der, indem er länger arbeitet als zu seiner Erhaltung und Fortpflanzung notwendig ist, Mehrwert schafft. Dies macht sich der Kapitalist zunutze. Er kauft dem von der Erzeugung für den Markt ausgeschlossenen Arbeiter die Arbeitskraft zu ihrem Werte ab und verkauft die Erzeugnisse des Arbeiters zu ihrem Werte. Den Mehrwert steckt er ein. Der Kapitalzins ergibt sich so als geleistete nichtbezahlte Arbeit. Das Kostengesetz ist auch hinsichtlich seiner gewahrt.

Mit der Marxschen Theorie haben wir uns hier nicht weiter zu beschäftigen. Was nun aber die Ricardosche Theorie selbst anbelangt, ist zu bemerken: Die Ricardosche Theorie ist insofern, als sie alle Preise auf einen Faktor zurückführt, der seine Bestimmung durch die Größe des Geldumsatzes gewinnt, eine logisch geschlossene Theorie, die auch teilweise der Wirklichkeit entspricht. Aber die Übereinstimmung mit der Wirklichkeit ist eben nur eine teilweise, und das führt uns zu den Mängeln der Theorie. Diese bestehen darin, daß sie zunächst nur den Ruhepreis erklärt, den um diesen schwingenden Marktpreis aber gar nicht erklären kann. Aber auch bei der Erklärung des Ruhepreises muß sie von Voraussetzungen ausgehen, die der Wirklichkeit nicht entsprechen. Diese Voraussetzungen sind die Annahme einer einheitlichen Arbeit, auf die sich alle Art von Arbeit irgendwie zahlenmäßig zurückführen läßt, und die Annahme eines stetigen Wirkens des Satzes vom abnehmenden Ertrag bei allen letzten Naturgütern. Diese Annahmen sind es, die die Ricardosche Lehre von der Wirklichkeit hinwegführen, andererseits aber kann die Ricardosche Theorie diese Voraussetzungen nicht aufgeben oder modifizieren, um der Wirklichkeit näherzukommen, da sonst das ganze System auseinanderbricht. So wird die Ricardosche Lehre nicht ausbaufähig, ihre Ergänzung muß von einer anderen Seite kommen.

Allein diese Mängel der Ricardoschen Theorie hat man zunächst nicht

erkannt, vielmehr wurde sie von den Nachfolgern der Klassiker unbedenklich angenommen und für vollkommen hinreichend angesehen. Bekannt ist in dieser Beziehung der Ausspruch J. St. Mills, daß die Wertlehre abgeschlossen sei. Allein gerade in diesem Zeitpunkte erhoben sich jene Richtungen, die diese Lehre nicht nur nicht für genügend erachten, sondern sie von Grund aus verwarfen und daran gingen, die Preise in ganz anderer Weise, aus dem subjektiven Verhalten des einzelnen, dem subjektiven Werte, zu erklären. Es war dies auf der einen Seite Menger und die von ihm begründete österreichische Schule, auf der anderen Seite die Mathematiker Walras, Jevons und ihre Nachfolger. Wir wollen uns zunächst mit der österreichischen Schule beschäftigen.

Die österreichische Schule unternahm es, die Preise vom subjektiven Werte aus zu erklären. Zu diesem Zweck hatte sie drei Aufgaben zu erfüllen. Sie mußte die Unrichtigkeit der klassischen Lehre, also die Unmöglichkeit nachweisen, die Preise aus einem rein objektiven technischen Umstände, den aufgewendeten Kosten, zu erklären, sie mußte ferner das Auseinandergehen zwischen subjektivem Gebrauchswert und Preis, das die Klassiker zu ihrer Theorie veranlaßte, als nur scheinbar erweisen, und sie mußte schließlich dann selbst eine Erklärung der Preise aus subjektiven Bestimmungsgründen geben. Die Unrichtigkeit der klassischen Lehre ergab sich für die Österreicher aus zwei Gründen. Das Kostengesetz könne schon logisch keine Erklärung der Preise geben, da die Kosten doch selbst wieder Preise seien. Man erkläre also entweder im Zirkel, oder wenn man Preise durch frühere erklärt, mit einem regressus in infinitum. Dann zeige aber auch noch die Erfahrung, daß ein bestimmter Arbeitsaufwand in gar keiner Weise genüge, um einen bestimmten Preis eines Gutes herbeizuführen, vielmehr sei dieser Preis eben nur bei einer bestimmten Wertschätzung des Gutes durch den Käufer möglich. Was den zweiten Punkt anbelangt, verwies die österreichische Schule auf den Grenznutzen, der die Antinomie zwischen Wert und Preis löse. Nicht der Artnutzen, sondern der Grenznutzen sei für den Preis entscheidend. Der Grenznutzen aber sei um so geringer, je größer die Menge einer Güterart sei. Daraus erkläre es sich, daß wichtige Güterarten billig sein könnten, da bei ihrer großen Menge der Grenznutzen gering sei, während minder wichtige Güterarten teurer sein könnten, da von ihnen nur eine geringe Menge auf den Markt komme, der Grenznutzen also hoch sei. Was aber schließlich die Erklärung der Preise selbst aus dem subjektiven Werte anbelangt, erfolgte sie in der Weise, daß der Preis eines jeden Gutes die Resultante aus den Wertschätzungen der auf dem Markte erscheinenden Käufer und Verkäufer bilde. Der Preis ergibt sich innerhalb der beiden Grenzpaare der Käufer und Verkäufer zwischen der Wertschätzung des noch zum

Kaufe gelangenden Käufers geringster Kaufwilligkeit und des noch zum Verkaufe gelangenden Verkäufers geringster Verkaufswilligkeit einerseits und den entsprechenden Wertschätzungen der ersten vom Kaufe und Verkaufe ausgeschlossenen Käufer und Verkäufer andererseits.

Haben nun die Österreicher die angeführten drei Aufgaben auch tatsächlich richtig gelöst? Nein. Zunächst die Widerlegung der klassischen Theorie. Die Behauptung, daß die klassische Theorie im Zirkel oder mit unendlichem Regreß erkläre, ist nicht haltbar. Man muß zwei Bedeutungen des Kostengesetzes unterscheiden, worauf Wieser selbst hingewiesen hat. Die eine Bedeutung ist die, daß sich der Preis eines jeden Gutes aus seinen Kosten erklärt. Gegenüber dieser Auffassung des Kostengesetzes ist die Kritik der österreichischen Schule zutreffend. Allein, es gibt noch eine andere Bedeutung des Kostengesetzes, und zwar die, daß sich die Preise der Güter gegenseitig so verhalten wie die Mengen der auf die einzelnen Güter aufgewendeten Erzeugungsgüter. Gegenüber dieser Bedeutung ist die Kritik der österreichischen Schule hinfällig. Denn die Behauptung, daß sich die Preise etwa so verhalten wie die auf das einzelne Gut aufgewendete Arbeit, enthält nicht im entferntesten einen Zirkel oder einen unendlichen Regreß. Nun ist es aber gerade die zweite Bedeutung des Kostengesetzes, die wir bei Ricardo finden. Er hat es ausdrücklich abgelehnt, den Preis des einzelnen Gutes aus dem Preise der Arbeit zu erklären. Daher legten wir auch oben besonderes Gewicht auf die Feststellung, daß *value in exchange* bei Ricardo nicht Preis, sondern Preisverhältnis bedeutet. Was nun aber den Einwand anbelangt, daß die aufgewendete Arbeit nie den Preis eines Gutes für sich selbst bestimmen könne, haben die Klassiker nie behauptet, ein Gut müsse schon deshalb einen höheren Preis erzielen, weil mehr Arbeit in ihm enthalten sei. Vielmehr geht die Behauptung der Klassiker nur dahin, daß ein Gut, auf das mehr Arbeit aufgewendet wird, mehr kosten müsse als ein Gut, auf das weniger Arbeit aufgewendet wird. Ist der Käufer dann nicht geneigt, das Gut mit höherem Arbeitserfordernis zu einem höheren Preise zu erwerben, so wird dieses Gut eben nicht erzeugt. Das ist der Sinn der gesellschaftlich notwendigen Arbeit, die den Preis bestimmt.

Die Österreicher haben also die klassische Preistheorie nicht widerlegt. Das gleiche gilt nun aber auch für die Auflösung des Auseinandergehens, der sogenannten Antinomie von Wert und Preis. Hier finden wir bei den Österreichern einen offenkundigen Gedankensprung. Es ist wohl richtig, daß der Grenznutzen einer bestimmten Güterart mit zunehmender Menge abnimmt, daraus folgt aber in keiner Weise zwingend, daß der Grenznutzen einer Güterart höherer Menge geringer sein müsse als der Grenznutzen einer anderen Güterart geringerer Menge. Man könnte höch-

stens von einer an sich ganz unbestimmbaren Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit sprechen. Die Behauptung der Österreicher wäre analog der Behauptung, da das Gewicht eines Stabes mit seiner Länge wachse, müsse auch bei Stäben aus verschiedenem Stoffe immer der längere Stab aus dem einen Stoffe mehr wiegen als der kürzere aus dem anderen Stoffe. Das ist offenkundig unrichtig. Wenn auch ein längerer Holzstab immer mehr wiegt als ein kürzerer Holzstab, wäre es doch absurd, zu behaupten, jeder Holzstab, der länger ist als ein Bleistab, müsse deswegen auch mehr wiegen als dieser. Tatsächlich ist das Sinken des Grenznutzens mit steigender Menge nicht hinreichend, um die sogenannte Antinomie des Wertes aufzulösen. Der Grenznutzen von Gütern größerer Menge ist in sehr vielen Fällen höher als der Grenznutzen von Gütern geringerer Menge, und dabei ist doch der Preis ersterer Güter geringer als der Preis letzterer Güter. Das Auseinandergehen von Wert und Preis, von dem die Klassiker ausgegangen sind, ist durch den Grenznutzen nicht beseitigt. Aber es handelt sich überhaupt um gar keine Antinomie. Denn es gibt gar kein Gesetz, kein Nomos, das eine Korrelation zwischen Wert und Preis verlangen würde. Wenn die Behauptung einer solchen Korrelation bei den Österreichern von Menger an immer wieder hervortritt und tatsächlich die Grundlage ihres Gedankenganges bildet, so ist diese Grundvoraussetzung eben unrichtig.

Was nun aber die positive Erklärung der Preise durch die österreichische Schule als Resultante der Wertschätzungen der auf dem Markte erscheinenden Parteien anbelangt, so scheidet diese Erklärung an einem bestimmten Begriffe, und zwar an dem der Preiswilligkeit. Ein Dreifaches ist zu unterscheiden, nämlich subjektiver Wert, Preiswilligkeit und Preis. Vom subjektiven Werte war oben die Rede. Der Preis ist die Geldsumme, die man für das Gut tatsächlich hingibt. Zwischen Wert und Preis steht der Betrag, den der Käufer auf Grund des subjektiven Wertes für das Gut höchstens hinzugeben bereit ist, eben seine Preiswilligkeit. Diese drei Begriffe nun wurden von den Österreichern vielfach nicht unterschieden. Es ist manchmal sehr schwer zu unterscheiden, ob die Österreicher in einem bestimmten Falle beim Worte Wert den subjektiven Wert, die Preiswilligkeit oder den Preis meinen. Ein Beispiel wären die bekannten Zurechnungsgleichungen von Wieser. Insbesondere wurde zwischen Wert und Preiswilligkeit vielfach nicht unterschieden, wobei das zweideutige Wort Wertschätzung den Übergang bildete. Es handelte sich um die Umsetzung des zahlenmäßig nicht erfaßbaren subjektiven Wertes in ein zahlenmäßiges Preisangebot, auf Grund dessen sich dann der Preis bildet. Für Menger freilich war das Problem der Preiswilligkeit nicht gegeben und zwar deshalb, weil er den Kauf um Geld nur als eine Art von Tausch

auffaßte. Deshalb mußte Menger in der Geldlehre ausgesprochener Metallist sein, er mußte behaupten, daß der einzelne das hinzugebende oder zu empfangende Geld nach seinem eigenen subjektiven Werte schätzte, was um so merkwürdiger ist, als das Vaterland Mengers, Österreich, während seines ganzen langen Lebens nie eine effektive Metallwährung hatte. Die Nachfolger Mengers konnten denn auch seinem Metallismus nicht beitreten. Sie mußten den subjektiven Geldwert anders als aus der Schätzung des Metalls bestimmen. Allein sie kamen zu keiner Klarheit. Böhm-Bawerk behandelt die Sache in einem Exkurs mit dem Ergebnis, daß irgendeine Schätzung der Geldeinheit in irgendeiner Weise vorhanden sein müsse, und Wieser gelangt zu dem Schlusse, der Österreicher wisse, was eine Krone ist, ebenso wie der Franzose wisse, was ein Franc ist. Daß dies keine Erklärung ist, liegt auf der Hand. Auch ein von anderer Seite gemachter Versuch ist unhaltbar, daß der einzelne zwar seine subjektive Wertschätzung nicht in Zahlen ausdrücken könne, sich aber so verhalte, als ob er dies könne. Ebenso ist die Annahme, in dem Geld pflanze sich irgendwie ein eigener Wert fort, als reine Mystik und dem Wesen des subjektiven Wertes ganz widersprechend, abzulehnen. Schließlich hat man die Frage des Überganges vom subjektiven Wert und Preisangebot für geradezu unnütz erklärt. Tatsächlich aber ist die Lösung möglich, und sie ist sogar eine unendlich einfache. Das Preisangebot für ein Gut bildet sich bei einem Gelde, das nicht nach dem subjektiven Werte des Geldstoffes geschätzt wird, also bei Geld überhaupt, in der Weise, daß man von dem für die Anschaffung von Genußmitteln verfügbaren Vermögen den Preis aller jener Güter abzieht, die wichtiger sind als das zu erwerbende Gut. Wenn das verfügbare Vermögen 1000 beträgt, und es kosten alle Güter, die wichtiger sind als das Gut A, 950, so gebe ich für das Gut A höchstens 50. Das ist das Höchstgebot in Geld, mit dem ich auf dem Markte des Gutes A erscheine.

Aus dieser sehr einfach erscheinenden Bestimmung der Preiswilligkeit ergeben sich nun besondere Folgerungen, die zunächst überraschend wirken. Wir denken dabei insbesondere an das Preiswilligkeitsparadoxon, daß für eine größere Menge einer Güterart, deren Stücke einzeln erworben werden können, das Preisangebot geringer ist als für eine geringere Menge, woraus sich sodann das bekannte Preisparadoxon (King'sche Regel) ergibt. Doch wollen wir uns damit nicht weiter beschäftigen. Worauf es uns hier ankommt, ist folgende Feststellung. Jedes Preisangebot für ein Gut setzt die Kenntnis der Preise anderer Güter voraus. Diese Preise anderer Güter müssen also gegeben sein. Daraus aber ergibt sich, daß man auf Grund der Preiswilligkeit niemals den Preis aufbau als Ganzes erklären kann. Da man nun aber weiter absolute Preise ohne Kenntnis

des Preisaufbaues auch nicht erklären kann, ergibt sich, daß man aus der Preiswilligkeit die Preise überhaupt nicht erklären kann. Man kann die Preise nicht als Resultate von Wertschätzungen auf dem Markte erklären, da diese Wertschätzungen für sich nicht gegeben sind, vielmehr von anderen Preisen abhängen und sich mit den Vorgängen auf dem Markte selbst wieder ändern. Nun könnte man vielleicht einwenden, man könne doch einen Preis unter der Annahme, daß andere Preise gegeben seien, erklären und könne, wenn man so einen Preis erklärt hat, wieder die anderen Preise erklären, bis man zur Erklärung aller Preise gelange. Allein, dies ist selbstverständlich unmöglich. Es erinnert zu sehr an den Versuch Münchhausens; beim Klettern auf der Erbsenstaude immer unten ein Stück abzuschneiden und oben anzusetzen, bis er in den Mond gelangt.

Die Erklärung der Preise durch die Österreicher versagt also. Sie gibt uns höchstens einen Einblick in äußere Marktvorgänge, ohne die inneren Zusammenhänge irgendwie aufklären zu können. Wenn wir das Beispiel von Brot und Diamanten heranziehen, so kann die österreichische Schule weder den absoluten Preis von Brot, noch den absoluten Preis von Diamanten für sich erklären, da sich der Preis von Brot vielleicht nicht ohne den von Diamanten, jedenfalls aber der Preis von Diamanten nicht ohne den von Brot erklären läßt. Sie kann ferner auch nicht erklären, warum der Preis von Brot geringer ist als der von Diamanten, um so weniger, warum der Preis von Diamanten n mal so hoch ist wie der Preis von Brot. Gibt so die österreichische Schule keine Erklärung des Preises der Genußmittel, was sie als ihre erste und hauptsächlichste Aufgabe ansah, so erklärt sie auch überhaupt nicht die Preise der Erzeugungsmittel. Zeugnis hierfür ist die unendliche Reihe der Schriften über das Zurechnungsproblem, die von vornherein unfruchtbar bleiben mußten, da sie es unternahmen, die Frage nach dem Preise der Erzeugungsmittel auf einem unmöglichen Wege, nämlich von der aufteilenden Zurechnung aus, zu lösen.

Dabei möchten wir aber als unbestreitbares und sehr hohes Verdienst der österreichischen Schule folgendes feststellen. Die österreichische Schule hat von den Klassikern jene Methode übernommen, angewendet und im einzelnen begründet, ohne die ein Eindringen in die volkswirtschaftlichen Probleme nicht möglich ist. Sie hat ferner durch die so starke, wenn auch einseitige Betonung des Gedankens des subjektiven Wertes erreicht, daß dieser bei der Erklärung der Preise nicht mehr außer acht gelassen werden kann. Sie hat ferner — wenn auch nicht als erste und einzige — den Grenznutzen in die Volkswirtschaftslehre eingeführt und hierdurch eine weitere unentbehrliche Grundlage für die Erklärung der Preise geschaffen. Schließlich hat sie die Marktvorgänge,

soweit es die Wirkung des subjektiven und sozialen Momentes anbelangt, richtig geschildert. So hat sie dort, wo sie einen Neubau aufzuführen glaubte, doch wenigstens den Untergrund für einen Ergänzungsbau der volkswirtschaftlichen Theorie gelegt. Daß man auf diesem Fundamente seinerzeit in Deutschland nicht weiter baute, sondern die ganze Lehre von der Methode her in Bausch und Bogen verwarf, wird stets zu bedauern sein.

Mit dem anderen Zweige der subjektiven Lehre, den Mathematikern, wollen wir uns nur kurz beschäftigen, da Umfang und Berechtigung der mathematischen Methode in der Volkswirtschaftslehre wohl einmal eine eigene Aufgabe der Verhandlungen bilden werden. Die mathematische Schule geht von der Feststellung aus, daß im Gleichgewichtszustand der gewogene Grenznutzen bei allen Güterarten der gleiche sein müsse. Hieraus folgt, daß sich bei gegebenen Mengen der Genußgüter ihre Preise umgekehrt verhalten müssen wie die aufwiegenden Grenzmengen. Wenn auf den einzelnen drei Äpfel und sieben Birnen entfallen und der dritte Apfel ebenso hoch geschätzt wird wie die sechste und siebente Birne zusammen, muß der Preis eines Apfels doppelt so hoch sein wie der Preis einer Birne. So gelangt die Lehre bei bestimmten auf den Markt gebrachten Mengen von Genußgütern zu einem bestimmten Preisverhältnis. Sind die Mengen von Genußgütern nicht von vornherein gegeben, sondern von dem Umfang der Erzeugung abhängig, bestimmt der Ausgleich der gewogenen Grenznutzen die von den einzelnen Genußgütern zu erzeugenden Mengen. Ihre Preise werden dann durch die der Erzeugungsgüter bestimmt, wobei sich das Preisverhältnis der Erzeugungsgüter wieder aus dem Satze vom Ausgleich der Grenzproduktivität ergibt. Wenn bei der gegebenen Menge von Arbeit und Grund und Boden ein weiterer Arbeiter und die Nutzung von weiteren 25 Quadratmetern Grund sich gegenseitig ersetzen, muß der Lohn eines Arbeiters der Rente von 25 Quadratmetern gleichkommen. Auf diese Art gelangt die mathematische Schule zu einem logisch vollkommenen geschlossenen Preisaufbau. Sie vereinigt dabei subjektive und objektive Momente und kann jeweilige Marktpreise, sobald ein Markt wenigstens vorläufig zur Ruhe gekommen ist, ebenso erklären wie endgültige Ruhepreise. Und doch ist ihr Gedankengang zur Erklärung der Wirklichkeit unverwendbar. Soweit es sich um die Erklärung der Preise der Erzeugungsmittel aus der Grenzproduktivität handelt, unterliegt sie den gleichen Einwendungen wie die klassische Schule, daß sie nämlich entgegen der Wirklichkeit ein stetiges Wirken des Satzes vom abnehmenden Ertrag und ein zahlenmäßiges Ersatzverhältnis der verschiedenen Arbeitsarten annehmen muß. Der Gedanke der Grenzproduktivität ist kein anderer als jener, den Ricardo bei der Erklärung der Diffe-

renzialrente verwendet. Was aber den Ausgleich der gewogenen Grenznutzen anbelangt, so geht er ebenfalls von Voraussetzungen aus, die der Wirklichkeit nicht entsprechen. Diese Voraussetzungen sind eine unbeschränkte Teilbarkeit der Genußgüter, das Empfinden der Wirkung einer kleinsten Genußgütermenge und schließlich eine stetige Abnahme der Bedürfnisbefriedigung mit zunehmender Menge bei allen Genußgüterarten. Dadurch, daß diese Voraussetzungen in Wirklichkeit nicht gegeben sind, müssen sich die Ergebnisse der Lehre von der Wirklichkeit immer weiter entfernen. Von der klassischen Lehre läßt sich noch sagen, daß ein Gut, das wesentlich mehr Arbeit erfordert, wenigstens in sehr vielen Fällen teurer sein wird als ein Gut, das wenig Arbeit erfordert. Hingegen zeigt uns die Erfahrung, daß die Preisverhältnisse mit dem umgekehrten Verhältnis aufwiegender Grenzmenge gar nicht übereinstimmen, daß vielmehr in sehr vielen Fällen die Preise von Gütern höheren Grenznutzens geringer sind als die Preise von Gütern geringeren Grenznutzens, so daß das Preisverhältnis gerade in umgekehrte Richtung geht, als es der Ausgleich der gewogenen Grenznutzen verlangen würde. Vergleichen wir die Preise von Salz, Brot, Fleisch, Zigarren, Lichtspielbesuch usw., so ersehen wir sogleich, daß von einem Ausgleiche der bei diesen Güterarten um eine Geldeinheit erlangten Grenznutzen bei keiner Wirtschaft irgendwie die Rede sein kann. Dabei gilt wieder, daß die Lehre sich um so mehr von der Wirklichkeit entfernt, je weiter sie entwickelt wird. Sie ist noch weniger ausbaufähig als die klassische Schule.

Wo liegt nun der Ausweg? Er liegt in einer Synthese von Grundgedanken der objektiven und der subjektiven Lehre unter bewußtem Verzicht darauf, mehr zu erklären als man nach diesen Grundgedanken erklären kann. Nehmen wir zunächst folgenden einfachsten Tatbestand. Das Einkommen aller Wirtschaften sei gleich. Die auf den Markt gebrachten Mengen der Genußgüter sind gegeben. Es gäbe ferner als ganz vorläufige Annahme kein gegenseitiges Aufwiegen von Gütern verschiedener Art. In diesem Falle bleiben die Preisverhältnisse fast vollkommen unbestimmt. Es sind so viele Preisverhältnisse möglich, als eine Gleichung mit so vielen Unbekannten Lösungen zuläßt, als Güterarten auf den Markt kommen. Bei Bestand sehr vieler Güterarten ist die Anzahl dieser Lösungen fast unendlich groß. Hieraus ergibt sich schon, daß vom bloßen Grenznutzen aus, der durch die Mengen der Güterarten gegeben ist, eine Bestimmung der Preisverhältnisse nicht möglich ist. Die Preisverhältnisse sind durch das Verhältnis der Grenznutzen in gar keiner Weise gegeben. Nun ziehen wir die Tatsache heran, daß sich Mengen der Güterarten dem subjektiven Werte nach gegenseitig aufwiegen. So kommen wir zu dem Grundgedanken der mathematischen Schule. Allein, wir müssen

diesen Grundgedanken nur negativ und dürfen ihn nicht positiv fassen, d. h. wir dürfen nicht sagen, daß sich die gewogenen Grenznutzen ausgleichen, oder daß auch nur der einzelne das Bestreben hat, um eine Geldeinheit bei allen Güterarten den gleichen Grenznutzen zu erzielen, sondern nur, daß er einen bestimmten Preis für das Grenzstück einer Güterart dann nicht hergeben wird, wenn er um diesen Preis überwiegende Stücke anderer Güterarten erhalten könnte. Daraus folgt, daß der Preis einer Güterart nicht so hoch sein darf, daß statt des letzten abzusetzenden Stückes der Güterart überwiegende nicht mehr vorhandene Stücke anderer Güterarten verlangt würden, und daß der Preis einer Güterart nicht so gering sein darf, daß an Stelle noch abzusetzender Grenzstücke anderer Arten ein nicht mehr vorhandenes Stück ersterer Güterart verlangt würde. So kommen wir auf Grund des Grenzaufwiegens zu Grenzen der Preisverhältnisse, aber auch zu nicht mehr. Dabei sind diese Grenzen, wie sich oben ergab, noch immer sehr weite, und es handelt sich darum, sie durch Auffindung neuer einzuschränken. Solche neue Grenzen ergeben sich nun aus der Verschiedenheit der Einkommen dadurch, daß eine Schicht höheren Einkommens sich durch ein höheres Preisangebot Güter vor der Schicht geringeren Einkommens verschafft. Wir können hier von einer Art sozialen Grenzaufwiegens sprechen. Dieser zweiten Art von Grenzen kommt wohl nur eine geringere Bedeutung zu. Nunmehr sind aber auch die objektiv-technischen Bestimmungsgründe des Preisaufbaues heranzuziehen. Wir haben zunächst die Mengen der Genußgüter durch die Mengen der auf sie entfallenden Erzeugungsgüter zu ersetzen. Es ist dies der Gedanke, der der klassischen Lehre entspricht, und den wir dann auch bei Wieser und bei Cassel, wenn auch in verschiedener Anwendung, vorfinden. Hierdurch wird die Zahl der Unbekannten zunächst dadurch vergrößert, daß an Stelle des einzelnen Genußgutes mehrere Erzeugungsgüter treten. Sie wird aber gleichzeitig dadurch wesentlich stärker vermindert, daß sehr vielen Genußgüterarten die Erzeugungsgüter gemeinsam sind. Dazu kommt nun noch schließlich das technische Grenzaufwiegen, also der Gedanke der Grenzproduktivität, jedoch wieder in negativer Anwendung. Der Preis eines Erzeugungsgutes darf nicht so hoch sein, daß es wirtschaftlich wäre, statt seiner Grenzmengen nicht mehr vorhandene weitere Mengen anderer Erzeugungsgüter anzuschaffen. So ergeben sich subjektiv-soziale und objektiv-technische Grenzen der Preisverhältnisse. Wie nun diese Grenzen beschaffen sind, ob sie in ihrem Zusammenwirken so eng sind, daß sie praktisch notwendige Preise ergeben, oder ob sie einen Spielraum lassen, und wodurch dieser Spielraum allenfalls auszufüllen ist, das muß Gegenstand weiterer Untersuchungen bilden, die sich dann immer mehr an die Wirklichkeit anschließen müssen. Mit unfruchtbaren

Wertspekulationen oder Lösung mathematischer Beispiele wäre hier nichts getan.

Wir gelangten zur Grenze der Preisverhältnisse. Es handelt sich nun um die absoluten Preise. Hier ist das Geld heranzuziehen. Das kann grundsätzlich wieder auf doppelte Art erfolgen. Man kann das Geld unmittelbar in den Preisaufbau aufnehmen, so daß sich aus dem Preisverhältnisse der Mengeneinheit des Geldstoffes zu anderen Güterarten zugleich deren Preis in Geld ergibt. Oder aber man kann — und das ist wohl der richtige Weg — das Geld dem Preisaufbau entgegensetzen. Die Geldmenge bestimmt den auf die Einheit des Preisaufbaues entfallenden Betrag, woraus sich dann nach den Preisverhältniszahlen alle anderen Preise bzw. ihre Grenzen ergeben. Das Geld wirkt hier, um einen Vergleich zu gebrauchen, wie das Entwicklungsbad für die belichtete photographische Platte. Durch die Belichtung der Platte ist ein Bild zunächst nur latent gegeben, das dann erst durch das Entwicklungsbad sichtbar wird, ohne daß wir aber sagen könnten, daß es das Entwicklungsbad ist, das das Bild selbst schafft. So bringt das Geld, das den Preisverhältnissen gegenübergestellt wird, diese in absoluten Preisen zum Ausdruck. Dabei ist aber selbstverständlich zu beachten, daß sich Preisverhältnisse und absolute Preise nicht getrennt, sondern einheitlich in einem nur gedanklich zu unterscheidenden Vorgange bilden. Der Gedanke des Gegenüberstellens von Preisaufbau und Geld ist der der Quantitätstheorie.

Es bleibt nur noch der Kapitalzins. Hier müssen wir uns nur mit einigen ganz flüchtigen Bemerkungen begnügen. In die klassische Lehre läßt sich der Kapitalzins logisch einführen. Der österreichischen Schule hingegen bereitet der Kapitalzins unüberwindliche Schwierigkeiten. Für die so bedeutsame Kapitalzinstheorie Böhm-Bawerks war der Zusammenhang mit den Gedankengängen der österreichischen Schule nicht eine Förderung, sondern ein schweres Hindernis. Auch die mathematische Schule konnte zu keiner Erklärung des Kapitalzinses gelangen, die sich widerspruchslos in das System einfügen ließ. Hingegen kann man den von uns oben empfohlenen Gedankengang durch eine Erklärung des Kapitalzinses ohne jeden Widerspruch in folgerichtigem Weiterbau ergänzen. Wie dies zu erfolgen hat, kann hier auch nicht einmal angedeutet werden.

(Beifall.)

Vorsitzender: Ich möchte nur mitteilen, daß sich sehr viele Redner gemeldet haben, daß, wenn alle Herren in derselben konzentrierten Weise, wie es von Herrn Engländer geschah, zur Sache sprechen werden, sich für den Vorsitzenden keine Möglichkeiten ergeben, zu unterbrechen oder zur Kürze zu mahnen, weil nicht zur Sache gesprochen werde. Ich möchte

es daher Ihnen selbst zur Gewissenspflicht machen, auf die nachfolgenden Herren Rücksicht zu nehmen. Wir haben etwa sechs Stunden vor uns; und es sind bisher 14 Redner gemeldet. Ich bitte also die Redezeit so einzuhalten, daß möglichst ein Zeitraum von 20 Minuten nicht überschritten wird.

Professor Dr. Ammon (Bern):

Wenn in einer wissenschaftlichen Gesellschaft wie der unsrigen das Thema „Probleme der Wertlehre“ zur Diskussion gestellt wird, so muß, wenn diese nicht schon von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt sein soll, in erster Linie bei allen Beteiligten Einigkeit und Klarheit darüber herrschen, was unter „der Wertlehre“, deren Probleme man diskutieren will, zu verstehen sei. Bei der Mehrdeutigkeit des Wortes „Wert“ in unserer Wissenschaft selbst kann dies nicht ohne weiteres als selbstverständlich betrachtet werden. Die zweite für eine erfolgreiche Diskussion unerläßliche Voraussetzung formaler oder methodologischer Natur ist dann, daß jeder, der das Wort nimmt, nicht nur zum gleichen Thema spricht, sondern darüber auch in argumentierender Weise spricht. Dazu gehört nicht nur, daß man Behauptungen aufstellt bzw. früher aufgestellte Behauptungen zum soundsovielten Male wiederholt, sondern auch, daß man sie sorgfältig und eingehend begründet und insbesondere auch auf die Gegenargumente eingeht, die von anderen gegen sie erhoben worden sind. Mir scheinen diese beiden Voraussetzungen einer fruchtbringenden Diskussion in den im vorliegenden Sammelbände enthaltenen schriftlichen Referaten nur sehr unvollkommen erfüllt zu sein. Man hat, wenn man diese Referate nacheinander liest, durchaus nicht den Eindruck, daß ihre Verfasser unter „Wertlehre“ ein und dasselbe verstehen, und man merkt bei denen, welche ihre vor zehn, zwanzig und dreißig Jahren entwickelten eigenen Lehren in ziemlich unveränderter Weise erneut zum Vortrag bringen, recht wenig von einem Bemühen, die literarische Kritik, die sie in ziemlich ausgiebiger Weise erfahren haben, zu berücksichtigen.

Was wir als „Wertlehre“ in unserer Wissenschaft zu betrachten haben, das kann nur dieser Wissenschaft selbst — als einem historisch gewordenen Tatbestand — entnommen werden. Abseits von diesem historisch gewordenen und gegebenen Tatbestand der Wissenschaft selbst kann es nur subjektive Willkür geben, aber keinen objektiv festen Punkt, der allein ein Aneinandervorbeireden auszuschließen vermag. Was zeigt uns nun dieser historische Tatbestand als „Wertlehre“? Wie er heute vorliegt, offensichtlich zweierlei: erstens eine Lehre von der Art und Weise und

den Gründen der Bestimmtheit der regelmäßigen Austauschverhältnisse zwischen den Gütern, also eine Lehre vom sogenannten „objektiven Tauschwert“ der Güter im Sinne eines regelmäßigen und bestimmten Austauschverhältnisses zwischen einem Gut und den anderen Gütern, und zweitens eine Lehre von der Art und Weise der subjektiven Wertschätzung der wirtschaftlichen Güter durch die wirtschaftenden Individuen. Das eine ist ein objektiver sozialer, das andere ein subjektiver psychischer Tatbestand. Beides sind offenbar *toto coelo* verschiedene Dinge, aber zugleich Dinge, die in einem nicht abzuleugnenden Zusammenhang miteinander stehen, und zwar, genau gesprochen, in einem Verhältnis gegenseitiger Bedingtheit oder Abhängigkeit voneinander stehen. Was beiden Tatbeständen gemeinsam ist, ist, daß sie eine größenmäßige — und darum mathematisch ausdrückbare, wenn auch nicht notwendig rechenbare — Beziehung zwischen wirtschaftlichen Gütern darstellen, der eine eine Größenbeziehung, die für jedes wirtschaftende Subjekt ein und dieselbe und insofern objektiver Natur ist — was nicht hindert, daß sie subjektiv bedingt sein kann —, der andere eine Größenbeziehung, die wesentlich an die einzelnen wirtschaftenden Subjekte gebunden ist und für jedes derselben eigen- und andersartig ist. Dieses Gemeinsame ist offenbar rein formaler Natur und daher ohne weitere Bedeutung für die sachliche Erkenntnis.

So vielerlei Bedeutungen das Wort „Wert“ an sich — im Leben und in der Wissenschaft überhaupt — haben mag, so kann doch kein Zweifel darüber bestehen, daß in unserer Wissenschaft nur diese beiden Bedeutungen in Betracht kommen, und für denjenigen, der gelernt hat, diese beiden Bedeutungen auseinanderzuhalten, besteht kein Grund, das Wort „Wert“ wegen seiner Zwei- oder Mehrdeutigkeit zu meiden. Es wird in der Regel aus dem Zusammenhange, in welchem es gebraucht wird, unzweideutig hervorgehen, in welchem Sinne es gemeint ist, und wenn dies nicht der Fall ist, wird seine Bedeutung durch ein einfaches Beiwort außer Zweifel gesetzt werden können.

Welcher von jenen beiden Tatbeständen, die man in unserer Wissenschaft herkömmlicherweise mit dem Wort „Wert“ bezeichnet, ist es nun, der uns als Nationalökonom unmittelbar und in letzter Linie interessiert? Auch darüber kann ein Zweifel nicht bestehen. Es kann nur das soziale Phänomen des objektiven Tauschwertes im Sinne eines regelmäßigen Austauschverhältnisses zwischen den Gütern sein, das uns unmittelbar und um seiner selbst willen interessiert, und der psychische Tatbestand der subjektiven Wertschätzung interessiert uns als Nationalökonom nur insofern und insoweit, als die Bestimmtheit jenes Austauschverhältnisses von dieser Wertschätzung abhängig erkannt wird. Wer

diese Abhängigkeit leugnet, der lehnt damit implizite die Lehre vom subjektiven Wert ab, aber die Wertlehre in jenem anderen, ursprünglichen Sinn, als Lehre von der Bestimmtheit der Austauschverhältnisse zwischen den Gütern, kann er nicht ablehnen. Denn der Wert der Güter in diesem Sinne ist das Zentralphänomen der modernen, individualistisch organisierten gesellschaftlichen Wirtschaft und das Wertproblem als das Problem der Bestimmtheit der regelmäßig wiederkehrenden Austauschverhältnisse zwischen den wirtschaftlichen Gütern daher das Zentralproblem der Wissenschaft von dieser gesellschaftlichen Wirtschaft. Wir haben also auf jeden Fall eine Wertlehre als Lehre von der Art und Weise und den Gründen der Bestimmtheit dieser Austauschverhältnisse. Diese Lehre bildet den Kern der nationalökonomischen Theorie seit A. Smith. Bei den Klassikern von A. Smith bis J. St. Mill finden wir unter dem Titel „Wertlehre“ überhaupt nur dieses Problem behandelt. Der „Wert“ in jenem anderen, subjektiven Sinne findet sich bei ihnen zwar unter dem Titel „Gebrauchswert“ erwähnt, aber, da der so bezeichnete Tatbestand als für die Erklärung des Tauschwertphänomens irrelevant betrachtet wird, wird er von ihnen nicht näher untersucht.

Erst seit Jevons, Menger und Walras tritt eine Wertlehre in jenem anderen Sinne, im Sinne einer Lehre von der Art und Weise der subjektiven Wertschätzung der Güter, in den Vordergrund, aber dies keineswegs als eine selbständige, für sich bestehende und um ihrer selbst willen bedeutsame nationalökonomische Lehre, sondern durchaus nur als Bestandteil, als Werkzeug der Wertlehre in jenem anderen, alten Sinn, der Lehre von der Art und Weise und den Gründen der Bestimmtheit der Austauschverhältnisse der Güter, in ihren Rahmen eingegliedert und ihren Zwecken untergeordnet, als Mittel dienend. Es hat daher keinen Sinn, sie als „die Wertlehre“ schlechthin zu bezeichnen; denn sie ist nur eine Teil-Lehre, ein unselbständiges Glied im Gedankenbau, der allein sachgemäß als „nationalökonomische Wertlehre“ bezeichnet zu werden verdient.

Daher muß jede Betrachtung und Behandlung dieses Problems des subjektiven Wertes ausgehen von und orientiert sein an der eigentlichen und letzten Aufgabe der Wertlehre in jenem anderen Sinn, der Lösung des Problems der Bestimmtheit der Austauschverhältnisse zwischen den Gütern.

Das erste Problem der Wertlehre, das sich uns stellt, ist daher: Bedarf es überhaupt des Zurückgehens auf jenen psychischen Tatbestand, den wir „Wertschätzung“ bzw. „Wert im subjektiven Sinne“ nennen, zur Erklärung der Bestimmtheit der Austauschverhältnisse der Güter, oder kann man diese nicht leichter und einfacher ohne Zurückgreifen auf

diesen Tatbestand aus objektiv gegebenen Voraussetzungen oder Verhältnissen erklären? Es ist die Frage nach der Möglichkeit einer objektivistischen Erklärung des Tauschwertes der Güter. Versuche dieser Art von Erklärungen liegen vor in den Theorien von Ricardo, Karl Marx und neuerdings von Fr. Oppenheimer, die alle den objektiven Tauschwert der Güter aus dem objektiven Erfordernis bestimmter Arbeitsaufwände zu ihrer Produktion erklären zu können glauben. Ich glaube nicht, daß es heute außer Oppenheimer und jenen, die von vornherein auf Marx schwören, noch jemanden gibt, den eine solche Erklärung befriedigt. Sie steht einmal, was Ricardo wie Marx ja offen zugegeben haben, mit der Wirklichkeit nicht im Einklang, insofern nämlich der Wert der Güter nicht nur nach dem Arbeitsaufwände, sondern auch nach dem Kapitalaufwände verschieden ist — und zwar dies nicht nur, insofern der Kapitalaufwand selbst einen Arbeitsaufwand in sich schließt, sondern darüber hinaus um den Zins, der für die vorgetane Arbeit über ihren eigenen Wiederersatz hinaus gezahlt werden muß —, aber sie ist auch in sich sachlich und logisch unhaltbar wegen der Unmöglichkeit, qualitativ verschiedene Arbeitsleistungen — anders als willkürlich — auf „einfache“ oder „gemeine“ oder „durchschnittliche“ Arbeit zurückzuführen und mit dem einfachen Maße der Zeit zu messen. Es ist z. B. durchaus willkürlich, wenn Oppenheimer sagt, daß „schwerere und gefährlichere Arbeit kürzerer Dauer, leichtere und angenehmere Arbeit längerer Dauer gleichgerechnet werden mag“. Nach welchem Maße sollte dies geschehen? Es könnte doch schließlich nur auf Grund einer subjektiven Schätzung durch das die Arbeit leistende Wirtschaftssubjekt erfolgen, und damit kommen wir, ob wir wollen oder nicht, auf den Tatbestand des subjektiven Wertes zurück, in seiner speziellen Gestalt als „Disutility“. Schaltet man die Schätzung durch die Wirtschaftssubjekte aus, dann bleibt nur noch die willkürliche Auffassung des Betrachters übrig, die aber natürlich nie „maßgebend“ sein kann.

Gegen die eigenartige Konstruktion Oppenheimers habe ich übrigens seinerzeit in einer ausführlichen Kritik Einwendungen erhoben, die nicht widerlegt worden sind, und Oppenheimer unterläßt es leider auch in seinem Referate, das im wesentlichen nur eine Wiederholung seiner früher wiederholt gegebenen Formulierungen ist, darauf einzugehen.

Abgesehen von der Arbeitswerttheorie gibt es keine rein objektivistische Erklärung des Tauschwertphänomens. Die Theorie Cassels stellt eine genau so subjektivistische Erklärung dar, wie diejenige der Grenznutzentheoretiker. Auch bei ihr spielen die subjektiven Wertschätzungen unter dem Ausdruck „Schätzung“ eine entscheidende Rolle. Sie ist im wesentlichen genau dieselbe wie die von Walras, nur mit dem Unterschied, daß der

Tatbestand, der hier als „Schätzung“ bezeichnet wird, nicht näher untersucht wird. Cassels Theorie ist nichts anderes als ein Torso der Walraschen Theorie. Niemand, der die Theorie Walras' kennt, wird dies leugnen können. Walras gehört aber zu den Begründern der subjektiven oder, besser, subjektivistischen Wertlehre.

Ist eine rein objektivistische Erklärung unmöglich, so bleibt nichts anderes übrig, als auf die subjektiven Wurzeln des nationalökonomischen Wertphänomens zurückzugehen, und dann kommen wir mit Notwendigkeit nicht nur zu einer „subjektiven“ bzw. „subjektivistischen Werttheorie“, als einer Theorie, die die Erklärung der Bestimmtheit der Austauschverhältnisse zwischen den Gütern aus subjektiven Wertschätzungen sucht, sondern auch zu einer „Theorie des subjektiven Wertes“, die uns die Art und Weise der subjektiven Wertschätzung der Güter seitens der wirtschaftenden Individuen aufzeigt.

Da tritt uns dann zunächst als Problem entgegen die Frage: Von welcher Art ist der subjektive Tatbestand, durch den die Austauschverhältnisse der Güter in letzter Linie bestimmt werden? Wie läßt sich dieser Tatbestand in einem klaren und eindeutigen Begriff fassen? Ist es der „Grenznutzen“ im Sinne jener großen Gruppe von Schriftstellern, die man unter der Bezeichnung „Die Grenznutzenschule“ zusammenfaßt? Oder ist es, wenn man dies wirklich als etwas davon wesentlich Verschiedenes betrachten will, der „Grenzertrag“, wie ihn Liefmann definiert? Oder muß er irgendwie anders gefaßt und formuliert werden?

Mir scheint, daß von allen bisher vorliegenden Definitionen doch diejenige der österreichischen Schule das Wesen jenes Tatbestandes am einfachsten und klarsten und darum besten zum Ausdruck bringt. Es handelt sich um ganz offenkundige Tatsachen und diese Tatsachen sind auf die einfachste Weise beschrieben, wenn gesagt wird: wir legen der Befriedigung unserer verschiedenen Bedürfnisse und dementsprechend auch den verschiedenen Gütern, die zu ihrer Befriedigung dienen, insoweit wir uns darin von der Verfügung über sie abhängig fühlen, eine verschiedene Bedeutung bei und richten unser Verhalten den Gütern gegenüber danach ein, indem wir sowohl bei deren Verwendung, wie auch bei deren Produktion und Tausch in ganz bestimmter Weise damit verfahren. Es ist dann aber auch ohne weiteres klar, daß das Ergebnis von Produktion und Tausch und das heißt in letzter Linie auch die Austauschverhältnisse zwischen den Gütern dadurch bestimmt, bzw. wenigstens mitbestimmt werden. Es entsteht daher als weiteres Problem der Wertlehre notwendig die Frage, in welcher Weise dies der Fall ist, wie die Austauschverhältnisse der Güter durch die subjektive Wertschätzung derselben seitens der sie vertauschenden Individuen bestimmt werden, oder

— allgemeiner ausgedrückt — von welcher Art der Zusammenhang zwischen der subjektiven Wertschätzung der Güter und dem objektiven Austauschverhältnis, das sich auf dem Markte bildet, ist.

Aber wenn man diese Frage beantworten will, so kann man doch nicht umhin, sich zunächst einmal Klarheit darüber zu verschaffen, wie denn diese subjektive Bewertung der Güter unter verschiedenen mehr oder weniger komplizierten realen Umständen eigentlich erfolgt. Das ist die Aufgabe und der Inhalt der sogenannten „Theorie vom subjektiven Wert“ — ein Ausdruck, der sehr wohl von dem der „subjektiven Werttheorie“ — was eine subjektivistische Erklärung des Tauschwertphänomens bedeutet — unterschieden werden muß. Hier schlagen nun alle jene Einzelprobleme ein, die innerhalb der Grenznutzenschule so viel diskutiert worden sind und von denen vielleicht einzelne wirklich nicht die Aufmerksamkeit verdienen, die man ihnen zugewendet hat (das Problem der Meßbarkeit, das Problem der Bestimmung des Gesamtnutzens, das Zurechnungsproblem in seinen letzten Verästelungen u. dgl.).

Das erste dieser Probleme ist das nach der Bestimmung des subjektiven Wertes, das eben durch den Begriff des „Grenznutzens“ nach der österreichischen Schule, bzw. die im wesentlichen gleichen Begriffe des „letzten Nutzgrades“ (Jevons), der „rareté“ (Walras), der „ophelimité“ (Pareto) u. dgl. gelöst wird. Hier ist ein Unterschied nicht ganz ohne, wenn auch nicht von entscheidender Bedeutung, der zwischen der Begriffsbestimmung der Österreicher und jener der von vornherein mit mathematischen Vorstellungen arbeitenden Engländer, Amerikaner und Lausanner. Nach Jevons, Fisher, Walras u. a. ist der „Grenznutzen“ der von einer unendlich kleinen Teilmenge aus einem gedachten verfügbaren Vorrat abhängige Nutzen, nach der österreichischen Schule ist er der von einer endlich kleinen, beliebig wählbaren Teilmenge abhängige Nutzen. Der adäquate Ausdruck für den Begriff in der ersten dieser beiden Fassungen ist der des Differentialquotienten. Ob man den Begriff so oder so faßt, es hängt sachlich nichts Entscheidendes davon ab, wohl aber ist es für die Darstellung von Bedeutung. Die österreichische Fassung ist zweifellos realistischer; denn man operiert in der Wirtschaft nicht mit unendlich kleinen Größen. Die andere Fassung läßt eine exaktere Ausdrucksweise und eine elegantere Behandlung der Probleme zu. Man kann nach seinem Geschmack entscheiden, ob man das eine oder das andere vorzieht.

Ein weiteres Problem ist dann das der Meßbarkeit und Rechenbarkeit des Grenznutzens; die Fragen: Ist der Grenznutzen überhaupt eine meßbare und rechenbare Größe? Wie kann man ihn messen? Wie kann man damit rechnen? treten hier auf. Man kann auch die Frage stellen:

Hat es nicht vielleicht einen Sinn, so zu operieren, als ob der Grenznutzen eine rechenbare und meßbare Größe wäre, auch wenn er das in Wirklichkeit nicht ist — wie es z. B. Walras tatsächlich macht. Ich glaube, wir brauchen die Meßbarkeit und Rechenbarkeit des Grenznutzens nicht, um den Tauschwert aus ihm zu erklären, aber wir können wohl mit der Fiktion der Meßbarkeit und Rechenbarkeit operieren, weil diese eine einfachere und klarere Darstellung in mathematischer Form ermöglicht, ohne daß dadurch irgend etwas Wesentliches falsch oder verdreht ausgedrückt wird.

Damit im Zusammenhang steht dann das Problem der Bestimmung des Gesamtnutzens einer Gütermenge auf Grund eines gegebenen Grenznutzens, — ob jener durch Multiplikation oder durch Summierung bzw. Integration gewonnen wird. Mich deucht, daß gerade die österreichische Schule, innerhalb welcher diese Frage so lebhaft diskutiert worden ist, dieses Problem gar nicht braucht. Denn bei ihr ist der Grenznutzen doch der Nutzen einer beliebig wählbaren Teilmenge. Ich kann diese beliebig groß oder klein wählen. Ich kann ebensogut vom Nutzen des letzten Zentners wie vom Nutzen des letzten Kilogramms oder Gramms sprechen. Und der Nutzen jeder Teilmenge, also auch einer Gesamtmenge ist unmittelbar bestimmbar als die Bedeutung, die wir der Verfügung über sie zuschreiben, mit Rücksicht darauf, daß von ihr die Befriedigung bestimmter Bedürfnisse abhängig ist. Ich kann den Nutzen von zehn Kilogramm genau so auf diese unmittelbare Weise bestimmen bzw. mir bestimmt denken wie den Nutzen eines Kilogramms. Also warum sich mit einem Problem quälen, das für die Praxis auf jeden Fall keines ist. Für diejenigen, welche als Grenznutzen den Nutzen einer unendlich kleinen Teilmenge auffassen, ist der Gesamtnutzen notwendig die Summe der Einzelnutzen, ausgedrückt durch das Integral. Dem Differentialquotienten auf der einen Seite entspricht das Integral auf der anderen. Aber es kann auch für sie einen Sinn haben, unter gewissen Umständen mit dem Produkt zwischen dem Grenznutzen und der Gesamtmenge zu operieren. Das kommt ganz darauf an, welche Fragen der Werttheorie im allgemeinen Sinne zu lösen sind.

Ein weiteres Problem der Theorie vom subjektiven Wert ist dann die Frage nach der Ausgleichstendenz der Grenznutzen in den verschiedenen Verwendungen eines Gutes bzw. aller Güter und ihrer Bedeutung für die Bestimmung des Tauschwertes. Ich glaube, daß man auch diesem Problem im allgemeinen eine zu große Bedeutung beimißt. Es hat nach meiner Meinung ebenfalls nur Bedeutung für die Darstellung, aber nicht für die Erkenntnis. Man braucht die Ausgleichstendenz nicht, um die Bestimmung der Austauschverhältnisse erklären zu können. Man kann

ebensogut mit „größer als“ und „kleiner als“ operieren — sogar mathematisch, mit Ungleichungen anstatt mit Gleichungen — und kommt der Wirklichkeit dadurch viel näher. Die Voraussetzungen für die Ausgleichstendenz sind jedenfalls nur in den allerseltensten Fällen gegeben. Warum sich aber mit einer Voraussetzung belasten, die in Wirklichkeit nicht zutrifft und die man für die Theorie nicht braucht. Die Formulierungen werden dann allerdings etwas komplizierter, aber das muß man für die größere Wirklichkeitsnähe in Kauf nehmen.

Schließlich ist dann noch das sogenannte „Zurechnungsproblem“ da, über dessen Wesen bei den Gegnern der subjektiven Werttheorie noch die unglaublichsten Mißverständnisse verbreitet zu sein scheinen. Bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit ist es unmöglich, auch nur andeutungsweise darauf einzugehen.

Das wichtigste Problem der Werttheorie ist und bleibt natürlich immer die Frage nach der Art des Zusammenhanges zwischen dem Tatbestand des subjektiven Wertes oder der subjektiven Bewertung der Güter und den auf dem Markt sich bildenden und mit dem Charakter der Dauer sich etablierenden Austauschverhältnissen zwischen ihnen. In der Auffassung dieses Zusammenhanges bzw. in der Art und Weise, in welcher der subjektive Werttatbestand mit dem Tatbestand des objektiven Tauschwertes verknüpft wird, bestehen nun ganz wesentliche und wichtige Unterschiede zwischen den verschiedenen Vertretern der subjektiven Werttheorie. Jevons verknüpft die subjektive Wertschätzung direkt und unmittelbar mit den Austauschverhältnissen durch Gleichungen, welche die Reziprozität zwischen dem Austauschverhältnis je zweier Güter und dem Verhältnis ihrer Grenznutzen nach Vollzug des Tausches ausdrücken. Die österreichische Schule operiert mit abnehmenden Schätzungsziffern für nacheinander zu kaufende Einheiten. Walras läßt durch die subjektiven Wertschätzungen bzw. den Grenznutzen zunächst Angebots- und Nachfragefunktionen bestimmt sein, in der Weise, daß hier variabel gedachten Preisen bestimmte angebotene und nachgefragte Mengen koordiniert sind, und durch diese so bestimmt gedachten Angebots- und Nachfragefunktionen dann die Preise. Das sind sehr verschiedene Arten, jenen Zusammenhang zu betrachten und aufzufassen.

Schließlich bestehen als „Probleme der Wertlehre“ noch eine Reihe von anderen Fragen, die sich auf die grundsätzliche Konstruktion der Tauschwerttheorie beziehen. So die Frage nach der Bedeutung der Gleichgewichtsvorstellung für die Erklärung der wirklichen Austauschverhältnisse und die damit zusammenhängende Frage der Unterscheidung zwischen Statik und Dynamik und ihrer Bedeutung.

Die Gleichgewichtsvorstellung hat zunächst eine methodolo-

gische Bedeutung. Wir brauchen sie als festen Punkt, an dem sich die Betrachtung der Wirklichkeit orientieren kann. Soweit die Wirklichkeit keinen Gleichgewichtszustand darstellt, können wir die Tatsachen nur als „Abweichungen“ von einem solchen Zustand klar erfassen. Aber sie hat auch eine darüber hinausgehende Bedeutung, gerade für die Werttheorie. Einen Tauschwert im Sinne regelmäßig wiederkehrender Austauschverhältnisse gibt es nur in einem Gleichgewichtszustand, bei wenigstens annähernder Verwirklichung eines solchen. Wenn die Austauschverhältnisse der Güter alle in Bewegung sind, dann kann man nicht von einem bestimmten „Wert“ sprechen. Dann gibt es wohl sich verändernde Preise, aber keinen „Wert“. Hier tritt der Unterschied zwischen „Wert“ und „Preis“ in Erscheinung, der nicht verwischt werden sollte. In der Inflationszeit, in der alle Preise sich ganz sprunghaft und ungleichmäßig verändert haben, hat man wohl vom „Preis“ eines Gutes, aber nicht von seinem „Wert“ sprechen können.

Ein anderes hierhergehöriges Problem ist dann die Frage des Unterschiedes zwischen kausaler und funktioneller Abhängigkeit. Das sind ebenfalls zwei Dinge, die wohl voneinander unterschieden werden müssen. Es ist ein Fehler mancher Theorien, daß sie das nicht auseinanderhalten, entweder beides fälschlich identifizieren oder miteinander verwechseln. Funktionelle Abhängigkeiten bestehen zwischen Größen, die notwendig gleichzeitig nebeneinander bestehen und durcheinander bedingt sind, dergestalt, daß die eine nur so existiert wie sie existiert, wenn eine andere gleichzeitig in bestimmter Weise gegeben ist. Eine kausale Abhängigkeit besteht zwischen zwei Phänomenen, die in der Zeit nacheinander bestehen. In der österreichischen Schule werden z. B. manche Zusammenhänge als kausal betrachtet, die in Wirklichkeit rein funktioneller Natur sind, wie z. B. der Zusammenhang zwischen einem bestimmten Grenznutzen und einem bestimmten Wert. Auch der Ausdruck „bestimmen“ oder „bestimmt sein“ hat einen Doppelsinn in dieser Beziehung. Er kann ebensowohl bedeuten „kausal bestimmt sein“, in der Form von Ursache und Folge, und rein „funktional bestimmt“ sein, in der Weise, daß das eine nur zugleich mit dem anderen bestimmt sein kann. Der Zusammenhang zwischen dem Wert der Güter und ihren Kosten ist z. B. ein rein funktionaler und kein kausaler Zusammenhang. Man kann natürlich auch einen kausalen Zusammenhang in die mathematische Form einer Funktion kleiden, aber man darf sich durch den Ausdruck nicht irreführen lassen und muß die Frage immer gesondert stellen und aus den Tatsachen beantworten, ob es sich um einen kausalen oder um einen rein funktionellen Zusammenhang handelt.

Dann ist endlich noch die Frage nach der Möglichkeit der Konkreti-

sierung der allgemeinen Aussagen der Theorie, die als Problem auftritt, die Frage der Gewinnung von konkreten Daten und deren Einsetzung in die abstrakten Formeln und der Ziehung von konkreten Schlüssen oder Folgerungen aus diesen Daten, eine Frage, die dann in die Statistik übergreift und nur mit deren Hilfe beantwortet werden kann.

Das sind die Hauptprobleme der Wertlehre, die zu diskutieren wären. Wenn man zu einer allgemein anerkannten Lösung kommen will, dann ist aber echte „Diskussion“ notwendig. Wir werden in der Erkenntnis nicht um einen Schritt weiter kommen, solange wir nicht gemeinsam die hier formulierten, ganz konkreten Problemstellungen ins Auge fassen und anstatt dessen uns damit begnügen, daß jeder sein Sprüchlein, das ihm gerade am Herzen liegt, aufsagt, und alle in einer Serie von Monologen an allen vorbeireden.

(Beifall.)

Vorsitzender: Ich darf an die letzte Bemerkung von Herrn Amonn, zu der ich ihrem Inhalt nach nicht Stellung nehmen will, anknüpfen, da ich genau dasselbe bemerken wollte. Durch die zufällige Tatsache, daß ich an diesem Platze sitze, habe ich nun die Möglichkeit, diesen allgemeinen Vorschlag von Herrn Amonn zu konkretisieren. Ich glaube nämlich, wir haben zwei Möglichkeiten: entweder die methodischen Probleme, die Herr von Mises in den Mittelpunkt stellte, weiter zu verfolgen, was vielleicht noch geschieht, oder weiterhin nur die theoretischen Probleme aufzugreifen. Wir können aber in der Tat nicht alles auf einmal tun, und es sollte sich daher womöglich die Diskussion in einer dialogischen Weise fortsetzen. Ich wäre daher sehr dankbar, wenn die Probleme, die Herr Engländer aufgeworfen hat, und die vielleicht auch im Mittelpunkt des Interesses der Versammlung stehen (ich möchte damit keine Wertung, sondern eine tatsächliche Feststellung machen), nämlich die Frage des Verhältnisses von subjektiver und objektiver Lehre, welche gegenseitigen Dienste die eine Lehre der anderen zu leisten vermag, und vielleicht noch das Geldproblem, das auch Herr von Mises angeschnitten hat, diskutiert werden. Ich wäre dankbar, wenn im Fortgang der Erörterung auf diese beiden Fragen eingegangen würde, unter möglichster Reinigung des Bewußtseins von den Vorsätzen, mit denen jeder von uns in die Diskussion hier hineingeht.

(Heiterkeit.)

Ich selbst möchte nicht schon jetzt sprechen und mich daher nur auf die Bemerkung beschränken, daß man z. B. eine Kritik der Leistungsfähigkeit der objektiven Lehre hinsichtlich der Bestimmung des Arbeitsentgeltes natürlich nur durchführen kann, wenn man die Problem-

stellung rein ökonomisch gemacht hat, das heißt wenn man einen rein ökonomischen und nicht schon einen sozial gefärbten Tatbestand zugrunde legt.

v. Mises (zur Geschäftsordnung):

Das Wichtigste, was wir hier zu behandeln haben, müßte, wie ich glaube, die Gegenüberstellung der subjektivistischen Wertlehre gegenüber jenen beiden Wertlehren sein, die heute die größte Verbreitung gerade in Deutschland haben, das ist auf der einen Seite die Casselsche Lehre und die Frage, ob eine Behandlung der Preistheorie ohne Wertlehre möglich ist, und auf der anderen Seite der Spannische Universalismus, der doch in einem Buche verbreitet ist, das eine Auflagezahl erreicht hat, mit der sich kein sozialwissenschaftliches Werk der letzten Jahrzehnte messen kann. Ich glaube, wenn wir nicht eine Auseinandersetzung mit Cassel und Spann in den Vordergrund stellen, haben wir Dinge behandelt, die, sagen wir vom augenblicklichen Standpunkt der Diskussion, in Deutschland heute nicht aktuell sind.

Vorsitzender: Ich stimme dem zu, würde allerdings glauben, daß eine solche Auseinandersetzung nur dann lebhaftes Interesse finden würde, wenn sich Vertreter des Casselschen und Spannschen Standpunktes hier finden und sich äußern würden.

Privatdozent Dr. **Mackenroth** (Halle a. d. S.):

Ich bin nicht Vertreter des Casselschen oder Spannschen Standpunktes, aber ich bin hergekommen in der Meinung, daß die methodologischen Probleme, die Herr von Mises zu Beginn berührte, hier behandelt werden sollen, und ich habe an der Diskussion nur insofern Interesse, als man die subjektive Wertlehre als Ganzes in Frage setzen kann und nicht auf die Erörterung von Spezialproblemen innerhalb der als richtig unterstellten Theorie als solcher beschränkt ist.

Professor **v. Hayek** (London):

Darf ich darauf aufmerksam machen, daß der Titel des Bandes offenbar ein großes Mißverständnis verursacht hat, während es doch in der Einladung richtig lautet: „Das Problem der Wertlehre.“ Der Katalog der Probleme der Wertlehre, den Herr Amonn eben uns gegeben hat, könnte noch weiterhin den Eindruck erwecken, daß wir alle diese Probleme hier zu diskutieren haben. Ich möchte unterstreichen, daß die Einladung eine Diskussion über „Das Problem der Wertlehre“ ausschreibt. Das heißt, daß das Problem der Notwendigkeit oder Nichtnotwendigkeit einer besonderen Wertlehre als Grundlage der Preistheorie hier zur Diskussion

steht und nicht alle Sonderprobleme, die sich ergeben, wenn man diese Frage einmal bejaht.

Vorsitzender: Dieses Problem wurde von Herrn von Mises an den Anfang der Diskussion gestellt, und ich sagte schon unmittelbar nachdem Herr von Mises gesprochen hatte, daß ich seine Erörterung erwarte. Aber das schließt hoffentlich nicht aus, daß die von Herrn Engländer so anschaulich und eindrucksvoll vorgetragene These der gegenseitigen Bedingtheit oder gegenseitigen Ergänzung — nicht einer verwaschenen Verknüpfung, sondern einer gegenseitigen Ergänzung der Wertlehren — auch erörtert wird. Wir haben also zwei Verhandlungspunkte, und es wäre daher zweckmäßig, sich zu einigen, wie wir vorgehen wollen.

Professor Dr. Spiethoff (Bonn):

Ich glaube, unsere Erörterung ist einerseits dadurch bestimmt, daß einige Herren etwas Bestimmtes vortragen wollen. Eine Besprechung wie die unsere kann nur dann wertvoll werden, wenn eine Reihe von Teilnehmern sich darauf vorbereitet haben. Das ist der Fall, und ich glaube, dieser Tatsache müssen wir Rechnung tragen. Wir müssen zunächst einmal die Walze so ablaufen lassen, daß jeder das, was er hier sagen wollte, vortragen kann. Eine ganze Reihe sehr anerkannter Werttheoretiker sind in unserem Bande nicht zum Worte gekommen, und sie hier zu hören, ist für uns alle belangreich. Die zweite Aufgabe unserer Aussprache ist dann — das war eigentlich der Sinn der Gründung unseres Ausschusses —, Argumente aufzufangen und darüber zu sprechen. Diese zweite Aufgabe müssen wir heute auch lösen; aber wir wollen sie von der ersten unterscheiden und an die zweite Stelle setzen. Ich würde also bitten und vorschlagen, daß wir die anerkannten Werttheoretiker, die etwas Besonderes hier sagen wollen, nicht beschränken, sondern ihnen zunächst Gelegenheit geben, das Vorbereitete vorzutragen. Nachher wird dann der Fangball des Arguments durch den Saal fliegen.

Vorsitzender: Praktisch wird es wohl darauf hinauskommen, daß ich mir nicht ein solches Amt in dem Sinne zumuten kann, daß ich jemand von den verehrten Herren unterbreche oder hindere, das vorzutragen, was er vortragen will. Aber ich wollte doch gerade in Anknüpfung an das, was Herr Amonn sagte, die Bitte äußern, daß sich die Herren nicht darauf beschränken, nur das vorzutragen, was sie vorzutragen vorhatten, sondern sich innerlich prüfen, ob es nicht für sie selbst interessanter und fruchtbarer ist, auch schon jetzt auf die Argumente bzw. Problemstellungen einzugehen, die in der Erörterung vorgetragen worden sind; sonst würde die ganze Diskussion bloß eine Ergänzung unseres Sammel-

bandes und nicht eine Diskussion sein. Ich wiederhole meine Bitte, die beiden Problemstellungen, die eine, die von Herrn Hayek aufgegriffen wurde, die sich an von Mises anschließt, und die andere, die Herr Engländer in die Debatte geworfen hat, in den Mittelpunkt des Bewußtseins zu rücken. Ich glaube, das ist eine fruchtbare Methode. Man kann natürlich auch noch über anderes diskutieren, aber sicher nicht über alles.

Damit wir nun nicht mit solchen allgemeinen Erörterungen unnötig Zeit verlieren, möchte ich nunmehr bitten, in der Diskussion fortzufahren. Ich glaube, wir verfahren am besten so, daß womöglich noch drei Herren vor der Mittagspause sprechen, und ich würde vorschlagen, daß das die Herren Schams, Weiß und Spiethoff sein sollen.

Sektionsrat Dr. **Ewald Schams** (Wien):

Die auffällige Erscheinung, daß gerade in den letzten 10 bis 15 Jahren die Wertlehre zum Ziele heftigster Angriffe geworden ist, kann wohl damit erklärt werden, daß die Mannigfaltigkeit der sachlichen Probleme zugenommen hat. Sie alle beruhen wohl auf demselben Erfahrungsobjekt, unterscheiden sich aber oft weitgehendst in den Erkenntnisobjektivierungen. Man hat den Wert des Wertes und des Grenznutzens entweder an der Hand sachlicher Spezialprobleme diskutiert, so in der Bedürfnislehre oder in der Preislehre oder in der Lehre vom Zins oder Lohn usw., oder man hat von grundsätzlich verschiedenen Erkenntniszielen aus argumentiert. Im ersteren Fall ist der Standpunkt viel zu eng, als daß man über eine so allgemeine Verfahrensfrage restlos ins klare kommen könnte, im zweiten Fall handelt es sich um erkenntnistheoretische Fragen, auf die einzugehen mir sehr notwendig erscheint.

Ich will dies so einfach, als es nur irgendwie möglich ist, tun. Nehmen wir den Begriff Nutzen, dessen zentrale Stellung in der Wirtschaft wohl am wenigsten bestritten wird. Geschieht dies aber, so scheiden wohl alle Angriffe gegen das Werttheorem der modernen Theorie von vornherein aus, und es handelt sich dann ganz einfach um die Richtigkeit des Lehrgebäudes als Ganzes, das an die Stelle desjenigen gesetzt wird, das den Nutzbegriff impliziert. Der Nutzbegriff, als Funktionenbegriff gefaßt, ist als eine Reihe geordneter Glieder zu denken. Diese Ordnung wird durch eine Begleitreihe bewirkt: die zur Verfügung stehenden Güter. Das Ordnungsprinzip, welches die Nutzenreihe in Zuordnung zur Begleitreihe der Güter setzt, wodurch die Nutzenreihe zur abhängigen Größenreihe wird, ist der Wert. Wert ist also geordneter Nutzen. Nichts anderes versteht die moderne Theorie unter Wert. Er ist die Mengeneinheit einer Art von Größenreihen, der des Nutzens. Wir werden sehen, daß andere

Größenreihen der Wirtschaft andere Mengeneinheiten, die das Ordnen herstellen, aufweisen, und die mit der Mengeneinheit Wert gar keinen unmittelbaren Zusammenhang mehr haben. Im Bezirk der Größentheorie, deren Berechtigung das Faktum gewisser Probleme erweist, haben wir es also mit „Ordnen“ zu tun. Machen wir daraus wiederum eine Anwendung. Alle jene Theoretiker, welche die Notwendigkeit dieses „Ordnen“ in jener eben erwähnten Grundordnung oder in Ordnungen anderer Reihen überhaupt in Abrede stellen, scheiden wiederum aus der Diskussion aus, da es sich hier um ganz andere erkenntnistheoretische Gegensätze handelt als nur um den zur Werttheorie. Werner Sombart gehört zu jenen Gegnern, er selbst hat dieser ordnenden Nationalökonomie den Namen gegeben. Dann verliert aber, wie gesagt, der Streit um Wert oder Grenznutzen seinen Sinn, und die Polemik verschiebt sich auf ein ganz anderes Gebiet, wie ja Werner Sombart ohne weiteres zugibt.

Mit dieser Ordnung der Nutzenreihe habe ich jedoch nicht viel erreicht, da diese Ordnung keine Ordnung ewig unveränderlicher Werte ist, sondern sich bekanntlich ändert mit der immerwährenden Veränderlichkeit der beiden Reihen Bedarf und Deckung. Diese dem Wesen der Wirtschaft inhärente Eigenschaft der Bewegung hat nun für einen großen Problemkreis grundlegende Bedeutung. Die Frage ist nun die: Welches ist der feste Punkt im dauernden Änderungsverlauf der Wertgrößen, den ich brauche zwecks Beurteilung der richtigen Ordnung der Wirtschaftsgrößen in der Wirtschaftsrechnung? Nun, jede geordnete Reihe hat ein abstufbares Merkmal, vermöge dessen die Ordnung der Reihenglieder erfolgt, und jede Reihe hat eine Grenze, und jeder Grenzbegriff besitzt jenes abstufbare Merkmal im äußersten Ausmaße als Superlativ. Das abstufbare Merkmal der Nutzenreihe ist „Bedarfsdeckung“, und der Grenzbegriff hat dieses Merkmal im äußersten Ausmaße, er heißt Grenznutzen, weil er als kleinster Nutzen die größte Bedarfsdeckung sichert. Der Grenzbegriff, den ich durch Untersuchung einer Ordnungsreihe feststelle — und das gilt nicht nur für den Grenznutzen, sondern für die Grenzbegriffe aller anderen Reihen in der Wirtschaft —, ermöglicht mir die aus der Änderung folgende unerläßliche Vergleichung mit den vorhergehenden oder nachfolgenden Zuständen zwecks Ermittlung der Richtung und Richtungsänderung der Bewegung. Dieses ist das Prinzip der Grenze, welches dem Gesetzesbegriff der, ich sage ausdrücklich, „ordnenden Nationalökonomie“ die Struktur gibt. Die Anwendung des Grenzprinzips in der Wirtschaft heißt also in Grenzbegriffen der Wirtschaft denken. Die österreichische Schule hat die Grenzanalyse zuerst in der einfachen Wirtschaft zur fruchtbaren Anwendung gebracht und gezeigt, wie ich im Wertbildungsprozeß zur „Grenze“ komme, und

was sie bedeutet. Es zeigt mir also in der Nutzen- oder, besser gesagt, Wertgrößenordnung die Bewegung an der Grenze die Richtung des für mich in der Größenrechnung einzig maßgebenden Moments, nämlich die Richtung der äußersten Bedarfsdeckung. Wenn auch die erste Entwicklung des Grenzprinzips, wie schon erwähnt, in der einfachen Wirtschaft in der Wertgrößenreihe als Grenznutzen erfolgte, wovon ja das ganze theoretische Lehrgebäude seinen Namen hat, so wird doch das Denken in Grenzbegriffen bekanntlich nicht nur in der einfachen Wirtschaft, sondern in allen Rängen der Wirtschaft, wo es auf Ordnen ankommt oder sich Ordnungen im überpersonellen Zusammenhang herstellen, angewendet. Jede Ordnungsreihe hat nun ihre eigene Mengeneinheit und auch ihr eigenes Abstufungsmerkmal, dessen Intensität ja den Grenzbegriff bildet. So selbstverständlich dies ist, so muß doch auf diese Feststellung mit besonderem Nachdruck verwiesen werden. Alle Ordnungsreihen, wie die der Grenzkäufer und -verkäufer, Grenzarbeiter, Grenzbetrieb, Grenzböden, Grenzproduktivität usw., sind — ausgenommen ist nur die Wertreihe — verkehrswirtschaftlicher Natur, weshalb auch das Abstufungsmerkmal ein markttechnisches Moment ist, so z. B. die Relevanz der größten Preiswilligkeit, der größten Preisforderung, der größten Absatzsicherung, der größten Kapazitätsausnutzung usw. Dies genau zu beachten, ist äußerst wichtig, denn eine Menge von Mißverständnissen erklären sich aus einer Vermengung dieser Tatbestände. Das Prinzip der Grenze und seine ökonomische Interpretation ist eben zweierlei. Das formale Prinzip ist immer das gleiche, doch wechselt mit der sachlichen Grundlage, nämlich mit der wirtschaftlichen Ausdeutung der jeweiligen Reihe, auch der Inhalt des Grenzbegriffes. Es verstößt gegen die Logik, mit einem Grenzbegriff, der nur in seiner Ordnungsreihe einen Sinn hat, eine andere Ordnungsreihe bestimmen zu wollen. Der Grenznutzen hat nur innerhalb der Wertreihe einen Sinn, und es ist sinnlos, z. B. nach dem Grenznutzen in einer Fabrik zu fragen, wie dies letzthin getan wurde. Jedoch hat die Frage ihre Berechtigung, ob die Fabrik selbst Grenzbegriff, also Grenzbetrieb ist. In diesem Falle ist der Betrieb Mengeneinheit. Hier wie immer gilt das Prinzip der Identität der sachlichen Voraussetzungen. Nach dem unmittelbaren Einfluß des Grenznutzens als Grenzbegriff in den Größenordnungen höherer Stufen, also z. B. der Grenzproduktionsmittelkombination oder der Grenzbetriebe oder der Grenzsichten der Löhne usw. zu fragen, hat gar keinen Sinn, und nur zu leicht ergibt sich dadurch aus einem Mißverständnis eine Ablehnung. Die verschiedenen Größenreihen der Produktionsmittel, der Kosten, der Erträge, der Elastizitäten, der Gesamtnachfrage und des -angebotes usw. sind bei verschiedenen Problemen verschieden, aber

immer in einer so komplizierten Verflechtung zueinander, wie ja z. B. das Zurechnungsproblem, die Fragen der Produktivität usw. zeigen, daß nur zu leicht der Grenznutzen, der, wie wir wissen, die Mengeneinheit der untersten Größenreihe in den verkehrswirtschaftlichen Zusammenhängen ist, nicht mehr unmittelbar als Bedingung erkannt wird, trotzdem letztlich auf keine andere Determination die Erklärung zurückgeht. Diesem Mißverständnis verfällt z. B. Otto Conrad, wenn er den Grenznutzen der Produktivmittelpreise nicht unmittelbar gegeben findet und aus dem daraus folgenden Vorwurf, die Grenznutzentheorie erkläre Preise aus Preisen, den Zusammenbruch der Lehre postuliert. Ein weiteres Mißverständnis, vor dem zu warnen ist, ist ein Vorstoß gegen die Logik der Grenzanalyse selbst. Wirft man die Ordnung um, so fallen auch alle bisherigen Grenzen und ihre Begriffe. Der Grenzbegriff hat bloß dann einen Sinn, wenn die Veränderlichkeit der Grenzgröße bei identischer Ordnung untersucht wird, und die ermittelte Grenzgröße wird um so maßgebender sein, je größer die Zahl der Reihenglieder ist. Von dieser Qualität sind die Einwendungen gegen das Gossensche Gesetz, daß es in der fortschreitenden Wirtschaft nicht gelte, wie Othmar Spann behauptet, oder daß das zusätzliche Grenzprodukt eines bisher handwerksmäßig geführten Betriebes durch Einstellung einer Maschine nicht falle, sondern, wie R. Streller behauptet, steige. Eine Änderung der Ordnung hat erst ein neues Ordnen und eine neue jetzt wieder maßgebende Grenze zur Folge.

In dem System der Größenreihen, wie sie jede Größentheorie darstellt, kann man natürlich von einer Reihe absehen. Einer Reihe besonders wird dieses Schicksal öfters zugedacht, das ist die Wertreihe. Das heißt nun nichts anderes als den Problemkreis enger ziehen, die Grenzanalyse nur auf die verkehrswirtschaftlichen Probleme anwenden wollen und den Bezirk der Werte und Schätzungen umgehen, wie dies Cournot, Pareto, Liefmann, Dietzel und Cassel tun. Der Streit um den Lehrwert der Wertlehre bedeutet nun methodologisch nichts anderes als die Frage, ob ohne die Wertreihe ein Vollsystem konstruierbar ist. Wir wollen auf die sachliche Seite dieser Polemik nicht eingehen, da wir es nur mit den erkenntnistheoretischen Voraussetzungen zu tun haben.

Dem Streit um die Wertlehre liegt aber meines Erachtens ein tieferer Sinn zugrunde. Der Kampf gilt nicht nur dem Werttheorem, sondern insbesondere der Grenznutzentheorie. Es ist nun interessant, zu beobachten, daß viele Gegner die Grenznutzentheorie im Kampf gegen die Wertlehre zu erledigen trachten. Die Grenzanalyse ist aber, wie gezeigt, nicht identisch mit ihrer Leistung innerhalb einer Reihe, der Wertreihe.

Die zwingende Notwendigkeit, ein Ordnungsprinzip und die Grenzanalyse anwenden zu müssen, wenn man sich in das Gebiet von Größen-

ordnungen begibt, zeigt Friedrich von Gottl. Zum Reihenordnen zwingt ihn seine Auffassung von der Wirtschaft als einer Relation von Bedarf und Deckung. Mag nun die wirtschaftliche Dimension mit Wert synonym sein, wie Karl Diehl und Alfred Ammon vermuten, oder mag dem nicht so sein, jedenfalls stellt die wirtschaftliche Dimension ein Ordnungsprinzip dar, das vermutlich die Preisreihe als Preisfolge zu ordnen hat. Dann wird aber auch die Wirtschaft als Rechnung in Grenzdimensionen zu erfolgen haben, da ja auch hier die größte Bedarfsdeckung das abstuftbare und richtunggebende Merkmal ist. Die grenzanalytische Betrachtungsweise ist also gefordert, und Gottl spricht ja auch von der Bedeutung der Grenzzahlen. Wenn man dem Homo oeconomicus der alten Theorie die Richtigkeit und Notwendigkeit seiner Wert- und Grenzurteile bestreitet, so wäre es interessant, zu wissen, wie der Homo dimensionis den Einklang zwischen Bedarf und Deckung herstellt. Von konkreten Problemen und deren Lösungen spricht aber Gottl nicht.

Man hat auch behauptet, die Grenznutzenlehre sei auf eine bestimmte Organisationsform zugeschnitten und hätte z. B. im Mittelalter nicht gegolten. Einer solchen Behauptung hat gelegentlich v. Mises treffend entgegnet: „Man darf vermuten, daß das Mittelalter die moderne Preistheorie ebensowenig begriffen hätte wie die Newtonsche Mechanik oder die modernen Auffassungen von der Funktion des Herzens. Dennoch fielen im Mittelalter die Regentropfen nicht anders nieder als heute, und die Herzen schlugen auch nicht anders. Wenn die mittelalterlichen Menschen das Grenznutzengesetz auch nicht verstanden haben, so haben sie doch nicht anders gehandelt und handeln können als so, wie es das Grenznutzengesetz beschreibt. Auch der Mensch des Mittelalters hat die ihm zur Verfügung stehenden Mittel so zu verteilen gesucht, daß er in jeder einzelnen Bedürfnisgattung das gleiche Niveau der Befriedigung erreichte.“

Wir haben gesehen, daß die Grenzanalyse den Zweck hat, die Wirtschaftsbewegung in allen Rängen der Theorie zu erfassen, und daß sie zur Erfassung und Lösung eines weiten Fragenkomplexes unentbehrlich ist. Ziehen wir daraus wiederum unsere Folgerung. Alle jene Wirtschaftstheoretiker, welche die Bewegung des Umschichtungsprozesses in der Wirtschaft uninteressant finden, scheiden wiederum aus der Polemik aus, und alle ihre Angriffe gegen die Grenznutzentheorie verfehlen das Ziel. Es darf dann nicht heißen, die Grenznutzentheorie ist falsch, sondern sie interessiert deshalb nicht, weil gewisse Problemenkreise uninteressant sind.

Wenn Othmar Spann den Begriff der Gleichwertigkeit, das heißt die ausgeglichene Wirtschaft an Stelle des Begriffes der sich verändernden

Wirtschaft setzt, so versperrt er sich mit der scharfen Betonung des Vollkommenheitsbefundes der Wirtschaft — alles ist gleichwichtig und unentbehrlich, sonst ist die Wirtschaft nicht vollkommen ausgeglichen — den Weg der Erklärung, wie man zu dem Gleichgewichtszustand, der doch nur Augenblickswert besitzt, gelangt. Dann entgleitet aber auch der Begriff der Wirtschaft, da im Zustand dauernder Gleichwichtigkeit nicht mehr gewirtschaftet wird. Das dynamische Element ist doch nur die Ungleichwichtigkeit, die die Wirtschaft in Atem hält. Nur die Ungleichwichtigkeit zeigt mir die Struktur der Wirtschaft in ihrem disproportionalen Aufbau, nur die Umgliederung zeigt mir den Bauplan der Gliederung, wie das Elastizitätstheorem zeigt. In der ruhenden ausgeglichenen Wirtschaft ist die Rangordnung ganz gleichgültig, alles ist gleichwichtig; dies hat aber nur den Wert eines Augenblicksurteils. Im Moment des Bewegungsbeginns tritt sofort die Rangordnung in ihre strengen Rechte; die Ungleichwichtigkeit wird wichtig, die Gleichwichtigkeit unwichtig. Dieser Vollkommenheitsbefund ist, soweit er richtig ist, sicherlich nichts Neues. Könnte man Walras oder Pareto fragen, ob in ihren Systemen irgendein Preisdifferential für die Vollkommenheit ihres Gleichgewichtszustandes entbehrlich sei, so würden sie sicher den Begriff der Gleichwichtigkeit für sich auch in Anspruch nehmen. Der Begriff der Gleichwichtigkeit, der keine Ordnungsreihe kennt, ist unbrauchbar, über Bewegungsvorgänge etwas auszusagen. Wenn Othmar Spann wörtlich sagt, „daß bei zurückgehendem Vorrat der Grenznutzen — die jeweils verbleibende letzte Leistung — nicht größer wird, wie es die Gossensche Schichtung der Nutzungen forderte, sondern kleiner“, so ist das nicht relevant, wichtig ist nur, daß die Leistung jetzt höher im Rang steht, also wertvoller ist, da sie ihr abstufbares Merkmal in geringerem Maße besitzt, das heißt weniger Bedarf deckt. Dem ist so wie die Tatsache, daß ein Mann um so ärmer ist, je größer seine Not ist. Der Vorwurf der isolierten Schätzungsakte trifft die moderne Theorie ebenfalls nicht, da sie ja ausdrücklich das Ordnen in Gesamtdispositionen lehrt und die gegenseitige Verbundenheit der Komplementarität und Supplementarität betont, wie ja Hans Mayer und Rosenstein-Rodan erschöpfend dargelegt haben. Die Gleichwichtigkeitslehre umgeht also das Bewegungsproblem. Dagegen ist nichts zu sagen, die Problemenwahl ist rein subjektiv, ist eine vorwissenschaftliche Angelegenheit. Damit steht man aber einem großen Fragenkreis, dessen Lösung die Praxis fordert, hilflos gegenüber. Die Fruchtbarkeit des Grenzprinzips, das die Analyse der Bewegung leistet, zu leugnen, ist niemandem gegeben. Man kann natürlich, wie es Othmar Spann tut, auch im essentiell bewegungslosen System den Wertbegriff beibehalten. Er verliert aber dann alle Bedeutung und sinkt wie alle

Mengeneinheiten der Reihen im bewegungslosen System zu einem bloßen Klassifikationsbegriff herab.

Ich kann unser Thema nicht erschöpfen, möchte aber eine kurze Zusammenfassung der erörterten Gedanken geben. Man hat wohl unbedingt auf das allgemeine Erkenntnisziel eines Systems zu sehen, will man das besondere des Wertes diskutieren. Lehnt man ein Erkenntnisziel in seiner Allgemeinheit ab, sei es, daß man die Nutzkategorie oder das Ordnen oder die Bewegungsprobleme ablehnt, dann hat es wenig Sinn, gegen Spezialtheoreme anzukämpfen. Sie sind ja von vornherein indiskutabel.

Die Aufgabe der modernen Wertlehre ist also, ein Ordnungsprinzip zu schaffen, um dann mit Hilfe der Grenzanalyse die Wirtschaftsveränderungen erfassen zu können.

Man hat die Wertlehre des öfteren tot gesagt. Um so lebendiger dürfte sie sich erhalten. Sterben kann sie nur mit ihren Problemen, die lebenskräftig zu erhalten, die Sorge ihrer Vertreter sein wird.

(Beifall.)

Professor Dr. Franz X. Weiß (Prag):

Meine Damen und Herren! Die Anregung des Herrn Vorsitzenden, eine wirkliche Diskussion zu führen, das heißt auf die von anderer Seite vorgebrachten Argumente einzugehen, ist gewiß begründet und beherzigenswert. Wenn jeder von uns, wie es Herr Amonn ausgedrückt hat, sich damit begnügen wollte, sein eigenes Sprüchlein aufzusagen, hätten wir ja nicht hierher zu kommen brauchen. Andererseits aber meine ich ganz wie Herr Spiethoff, daß dem Zweck unseres Beisammenseins nur dann voll Genüge getan ist, wenn jeder Redner in der Debatte Gelegenheit hat, die Gedanken auszusprechen, die ihm besonders am Herzen liegen. Ich will versuchen, soweit es die Kürze der Zeit, die ich für mich in Anspruch nehmen darf, gestattet, beiden Forderungen gerecht zu werden: ich will auf einiges von dem, was in den vorliegenden gedruckten Beiträgen und in der bisherigen Debatte zum Gegenstand gesagt worden ist, Bezug nehmen und auch, möglichst in Verbindung hiermit, einige mir für die Behandlung der Grundfragen der Werttheorie wesentliche Gesichtspunkte hervorheben. Wenn ich hier vom „Wert“ schlechthin spreche, meine ich das, was gemeinlich als „subjektiver Wert“ bezeichnet wird.

Zwischen der Auffassung des Herrn Engländer, die er in so klarer, das allgemeine Interesse fesselnder Weise vorgetragen hat, und der auf dem subjektiven Wert aufgebauten Theorie bestehen meiner Meinung nach keine tiefgehenden Unterschiede. Was im besonderen die öster-

reichische Spielart der Nutzwertlehre anlangt, so vermag ich, im Gegensatz zu Engländer, bei ihr die Behauptung einer notwendigen Korrelation von Wert und Preis nicht oder höchstens nur insofern zu finden, als nach dieser Lehre Bedarf und Deckung den Wert eines Gutes in demselben Sinne, in derselben Richtung beeinflussen wie seinen Preis. Herr Kollege Engländer meint, die Österreicher hätten zwischen dem subjektiven Wert eines Gutes und dem in Geld ausgedrückten Höchstgebot für dieses Gut — von Engländer als „Preiswilligkeit“ bezeichnet — nicht genügend unterschieden. Demgegenüber sei darauf verwiesen, daß Böhm-Bawerk ausdrücklich davor warnt, die „Schätzungsziffern“ für eine auf dem Markte zu erwerbende Ware, die nichts anderes sind als jene in Geld ausgedrückten Höchstgebote, als einfache Angaben über die absolute Größe des subjektiven Wertes dieser Ware anzusehen, und hervorhebt, daß sich diese Ziffern vielmehr erst aus dem Vergleich der Schätzung von Ware und Preisgut ergeben.

Für die Theorie der Österreicher ist meines Erachtens vor allem charakteristisch, daß sie die Bildung der Preise aus den Motiven der Marktparteien verstehend zu erklären sucht. Daher scheint es mir zumindest nicht glücklich formuliert zu sein, wenn man, wie Herr Engländer, die Lehre der Österreicher in der Weise zu kennzeichnen sucht, daß man sagt, sie hätten nur die äußeren Marktvorgänge behandelt, ohne die inneren Zusammenhänge aufzuklären. Hingegen ist es durchaus richtig, daß die österreichische Form der Theorie die Darstellung des gegenseitigen Austauschverhältnisses der Güter vernachlässigt hat. Walras ist auch dieser zweiten Aufgabe gerecht geworden, indem er auf die gegenseitige Abhängigkeit der Preise hingewiesen und sie in meisterhafter Weise dargestellt hat. Daß aber zwischen der Theorie Walras' und jener der Österreicher ein wesentlicher Unterschied nicht besteht, geht vielleicht schon daraus hervor, daß Vertreter jeder der beiden Richtungen die Leistung der anderen, wenigstens in den Grundzügen, anerkannt und rühmend hervorgehoben haben, und zwar sowohl öffentlich, in ihren Schriften, wie auch, was nicht allgemein bekannt ist, in dem Briefwechsel, den sie miteinander pflogen. Herr Engländer vertritt nun die Auffassung, daß die Walrassche Preistheorie durchaus richtig wäre, wenn der Ausgleich der gewogenen Grenznutzen, den sie zur Voraussetzung hat, in der Wirklichkeit vor sich ginge. Da aber schon wegen der Diskontinuität der Bedürfnisse und der unvollkommenen Teilbarkeit der Güter dieser Ausgleich tatsächlich nicht stattfindet, könnten sich an Stelle der von Walras angenommenen festen Preisverhältnisse nur Preisgrenzen ergeben, innerhalb derer die Preise unbestimmt wären. — Nun hat Walras die Diskontinuität der individuellen Nachfragekurven keineswegs übersehen.

Aber er meinte, daß die Kurve der Gesamtnachfrage nach jeder Ware trotzdem, infolge der Wirksamkeit des Gesetzes der großen Zahlen, kontinuierlich verlaufe. An einer anderen Stelle versucht er überdies, die Tatsache der Diskontinuität zu berücksichtigen, allerdings in einer, wie ich glaube, nicht ganz zufriedenstellenden Weise. Wir verdanken aber einem hervorragenden Vertreter der österreichischen Schule, nämlich Wieser, eine Darstellung des Gleichgewichtszustandes innerhalb der Individualwirtschaft, eine Darstellung, die auf die von Engländer hervor gehobene Unmöglichkeit des vollkommenen Ausgleichs des Grenznutzen-niveaus voll Bedacht nimmt. Wieser lehrt, daß das Streben nach dem Nutzenmaximum nicht dahin führt, daß jedes Gut in jeder Verwendung den gleichen Nutzen stiftet, sondern vielmehr dahin, daß jedes Gut überall den geringsten Nutzen stiftet, der noch erreicht werden kann, ohne daß um dessentwillen in einer anderen Verwendung ein höherer Nutzen entbehrt werden müßte. Diese Formulierung verdient vor derjenigen Walras' nicht nur deshalb den Vorzug, weil sie der Wirklichkeit genau entspricht, sondern auch deswegen, weil sie allein uns in allen Fällen — auch dort, wo vielleicht der vollkommene Grenznutzensausgleich stattfindet — das Verhalten der Individuen bei ihrer Disposition über die Güter verstehen lehrt. Wenn wir nun von diesem Gedanken Wiesers Gebrauch machen, ergibt sich von selbst die von Engländer geforderte Verbesserung jener Ungenauigkeit im System Walras', die diesem selbst keineswegs entgangen ist.

Was schließlich die Stellung der österreichischen Theorie zum Kostengesetz anlangt, so kann ich hier mit bestem Willen keinen Unterschied gegenüber der von Herrn Engländer vertretenen Auffassung finden. Die Unterscheidung zwischen Kosten als Wert- oder Preissumme der aufgewendeten Kostengüter einerseits und Kosten als Menge dieser Kostengüter andererseits findet sich in voller Klarheit bei Böhm-Bawerk. Nur gegen jene Variante des Kostengesetzes, die mit dem erstgenannten Kostenbegriff arbeitet, erhebt er den Vorwurf des Zirkels; von der zweiten Fassung der Kostentheorie, die das Preisverhältnis der Produkte durch die Menge der für die Herstellung dieser einzelnen Produkte aufgewendeten Kostengüter bestimmt sein läßt, also von der Arbeitswerttheorie, sagt er ausdrücklich, daß sie sich keines Zirkels in der Erklärung schuldig macht, sondern daß sie tatsächlich unrichtig ist. Doch sind die technischen Produktionsbedingungen der Güter in ihrer Bedeutung für die Wert- und Preisbildung von den verschiedenen Richtungen der subjektiven Theorie keineswegs vernachlässigt, sondern, wie wiederholt nachzuweisen versucht wurde, im Rahmen des Systems voll berücksichtigt, ja erst in das rechte Licht gerückt worden. Daher glaube ich, daß es weder

notwendig noch möglich ist, eine Synthese zwischen objektiver und subjektiver Wertlehre herzustellen. Wie so oft in unserer Wissenschaft, hat auch hier ein Wort, eine Bezeichnung in die Irre geführt. Die subjektive Wertlehre trägt ihren Namen keineswegs deshalb, weil sie etwa nur die subjektiven Bestimmgründe der Wert- und Preisbildung — die Schätzungen der Verbraucher und ihre Kaufkraft — berücksichtigen würde. Hiervon kann keine Rede sein. Sie hat eben nur diesen subjektiven Tatsachen neben den bereits früher anerkannten objektiven Faktoren zu ihrem Rechte verholfen, so daß sie bereits eine Synthese zwischen der objektiven und einer — gedachten — rein subjektiven Wertlehre darstellt. Näher hierauf einzugehen, ist leider nicht möglich. Ich konnte nur andeuten, was mich zu meiner eingangs ausgesprochenen Ansicht bestimmt, daß zwischen den Anschauungen des Herrn Kollegen Engländer und denen der Vertreter der subjektiven Wertlehre wesentliche Gegensätze nicht bestehen.

Wenn ich nunmehr zu einigen in dem uns vorliegenden Bande enthaltenen Beiträgen Stellung nehmen soll, so kann ich nur eine, übrigens ziemlich willkürliche Auswahl treffen. Aus Gründen der Ökonomie muß ich mir vor allem dort Stillschweigen auferlegen, wo ich herzlich zustimmen und nachdrücklich unterstreichen möchte. Doch brauche ich kaum hervorzuheben, daß mein Stillschweigen keineswegs überall Zustimmung bedeutet. Ich will zunächst den Beitrag Oppenheimers herausgreifen; dies deswegen, weil der Trugschluß, die *Petitio principii*, der er meines Erachtens bei der Verteidigung seiner Variante der Arbeitswerttheorie erliegt, mit wenigen Worten aufgezeigt werden kann. Oppenheimer ist in seinem Beitrag auf die Einwände, die gegen seine Lehre, insbesondere von Amonn, erhoben worden sind, nicht mehr zurückgekommen. Es ist dies von seinem Standpunkte aus begreiflich, da die letzte Auflage seiner in dem Beitrage mehrfach angeführten Schrift „Wert und Kapitalprofit“, in der er seine Lehre verteidigt, soweit mir bekannt ist, keine Entgegnung gefunden hat¹. Aber auch dies ist begreiflich. Denn Oppenheimer begnügt sich damit, seine schon früher vorgebrachten Argumente zu wiederholen, wobei er zu Formulierungen greift, durch welche die von ihm bekämpften Einwendungen bestätigt werden. — Wenn wir von der zu Tode gehetzten Annahme ausgehen, daß zu der Erzeugung aller Güter nur Arbeit, und zwar Arbeit gleicher Art erforderlich wäre, und hierbei auch alle Umstände ausschließen, die zur

¹ Diese Annahme ist, wie ich nach Drucklegung des vorliegenden Verhandlungsberichtes ersehe, irrtümlich. Vgl. die erst nachträglich zu meiner Kenntnis gelangte treffende Kritik der Werttheorie Oppenheimers durch Bilimovič, Zeitschrift für Nationalökonomie, Bd. I, S. 368 ff.

Entstehung von Kapitalzins führen, so würden sich, wie von keiner Seite bestritten wird, die Güter gegeneinander nach dem Verhältnis der in ihnen enthaltenen Arbeitsmengen austauschen. Die Annahme der Gleichartigkeit aller Arbeit entspricht aber bekanntlich nicht der Wirklichkeit. Eine Verschiedenheit ist zunächst insofern gegeben, als die zu der Erzeugung verschiedener Güter erforderliche Arbeit mit verschieden großem Ungemach (disutility) verbunden ist. Arbeit, die größeres Ungemach mit sich bringt, wird unter sonst gleichen Umständen besser entlohnt. Ferner sind nicht alle Arbeitenden zu jeder Arbeit befähigt oder gleich befähigt. Jene Arbeit, für welche die Befähigung im Verhältnis zum Bedarf seltener ist, erhält höheren Lohn. Beide Umstände — wir wollen im folgenden der Einfachheit halber nur den zweiten berücksichtigen — bewirken, daß das gegenseitige Austauschverhältnis der Produkte von dem Verhältnis der in ihnen verkörperten Arbeitsmengen abweicht. Schon aus diesem Grunde sind eben nach der heute wohl allgemein herrschenden Anschauung die früher erwähnten subjektiven Faktoren für die Preiserklärung unentbehrlich. Oppenheimer sucht die Heranziehung dieser subjektiven Faktoren dadurch zu umgehen, daß er das Moment der „Qualifikation“ einführt. Qualifikation bedeutet bei ihm aber nicht etwa im herkömmlichen Sinne Befähigung, Begabung, sondern „Einkommensfähigkeit“, „nichts anderes als die Bezeichnung der Tatsache, daß eine Person kraft ihrer persönlichen Eigenschaften ein bestimmtes Einkommen bezieht“. Nun bestehen aber die Einkommen unbestrittenerweise aus Preisen. Wenn Oppenheimer die Qualifikation in diesem Sinne zu den empirischen Daten rechnet, hätte er daher mit demselben Rechte die Preise selbst oder zumindest gewisse Preise als Daten einsetzen können. Hieraus ergibt sich wohl der zwingende Schluß, daß man ohne Berücksichtigung der subjektiven Faktoren doch nicht zu einer Erklärung des Preises gelangen kann. Dies scheint auch von Oppenheimer selbst bestätigt zu werden, wenn er die Qualifikation als „Ausdruck der gesellschaftlichen Bewertung der Produzenten, gemessen an ihrem Einkommen“, bezeichnet und als hierfür entscheidend die „relative ökonomische Seltenheit“ ansieht, wobei er noch ausdrücklich hervorhebt, daß es sich um „im Verhältnis zum Bedarf seltene Eigenschaften“ handle. Allerdings legt er großen Wert auf den Umstand, daß hier ein soziologischer, kein psychologischer Tatbestand vorliege, nämlich Bewertung durch die Gesellschaft, nicht durch eine Person. Hier muß an die Stelle einer weiteren Diskussion die Feststellung treten, daß für die verstehende, ursächliche Erklärung der Preisphänomene der Ausdruck „gesellschaftliche Bewertung“ von Sachgütern und Arbeitsleistungen nichts anderes bedeuten kann als eine Umschreibung der „Bewertung durch die Individuen“. Von diesem Standpunkt aus darf wohl

gesagt werden, daß aus Oppenheimers Argumentation selbst die Unzulänglichkeit seiner Werttheorie hervorgeht. Auf die Verteilungstheorie Oppenheimers einzugehen, die er in seinem Beitrag skizziert, wäre hier, wo wir über die Werttheorie zu sprechen haben, selbst dann nicht zulässig, wenn es die Zeit gestattete.

Auf die Darstellung Liefmanns komme ich zurück, um — wenn keine Einwendung erhoben wird — einige Richtigstellungen vorzunehmen, an denen ich ein sachliches und persönliches Interesse habe. Ich habe in der letzten Auflage des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften im Nachtrag zum Artikel „Wert“ die Einwände zusammengestellt, die gegen Liefmanns Theorie zu erheben sind. Liefmann behauptet nun auf S. 119 des vorliegenden Bandes: „Weiß im Artikel Wert schweigt vollkommen darüber, was diese Wertbestimmung durch den Grenznutzen eigentlich für die Erklärung des Tauschverkehrs leistet.“ Diese Behauptung ist unbegründet. Obwohl ich nicht die Preistheorie zu behandeln hatte, spreche ich über diesen Gegenstand recht ausführlich, allerdings nicht auf der Seite, auf der ich mit Liefmann polemisiere, sondern vier Seiten vorher. Ferner: auf S. 117 seines Beitrags sagt Liefmann, nachdem er eine von mir ausgesprochene Ansicht ohne Anführung von Gründen als „durchaus falsch“ bezeichnet hat: „Ebenso falsch ist die Fortsetzung, daß ‚die Antithese Nutzen und Kosten ihre Berechtigung verliere, da auf der Kostenseite auch nur Nutzen steht‘. Das ist zugleich ein hübsches Beispiel, wohin die mathematische Auffassung führt.“ Nur nebenbei will ich bemerken, daß mir ganz unverständlich ist, was der von Liefmann angeführte Satz mit „mathematischer Auffassung“ zu tun haben soll. Vor allem aber: dieser Satz besagt in der von mir niedergeschriebenen Fassung dem Sinne wie dem Wortlaut nach etwas ganz anderes, als Liefmann gelesen zu haben glaubt. Ich habe an jener Stelle ausgeführt, daß nach Liefmanns eigener Meinung, der ich beipflichte, die Kosten teils in Nutzeneinbuße, teils in Arbeitsmühe bestehen und bemerkte hierzu wörtlich: „Dann verliert aber die Antithese Nutzen-Kosten ihre Berechtigung, da eben auf der Kostenseite auch Nutzen steht.“ Liefmann zitiert, wie wir eben hörten: „... da auf der Kostenseite auch nur Nutzen steht.“ Es fällt mir selbstverständlich nicht ein, zu behaupten, daß Liefmann meine Worte absichtlich unrichtig wiedergegeben hätte. Aber diese Art der Zitierung ist ein gutes Beispiel für seine Unfähigkeit, fremde Meinungen zu erfassen. Im Anschluß an die vorgenommenen Richtigstellungen möchte ich noch als Geschäftsführer ohne Auftrag für den abwesenden Herrn Kromphardt eine Berichtigung vorbringen. Liefmann meint, daß die österreichische Theorie den „Ausgleichsgedanken“, das heißt den Ausgleich des Grenznutzenniveaus, „völlig ignoriert hatte“. In einer Anmerkung behauptet

er: „Entgegenstehende Bemerkungen, so noch neuestens von Kromphardt, sind einfach falsch.“ Demgegenüber genügt wohl der Hinweis auf die von mir eingangs erwähnte Formulierung Wiesers, die aus dem Jahre 1889 stammt, und übrigens von mir in jenem Artikel des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften, gegen den Liefmann in seinem Beitrag polemisiert, angeführt ist. Ich muß darauf verzichten, mich hier mit Liefmanns Theorie oder, was ziemlich gleichbedeutend ist, mit seinen Einwendungen gegen die Nutzwertlehre zu befassen. Eine solche Auseinandersetzung wäre übrigens wenig aussichtsreich, da vor allem Meinungsverschiedenheiten darüber bestehen, ob sich die beiden Theorien wesentlich voneinander unterscheiden, oder ob nicht vor allem Unterschiede in der Formulierung bestehen, wobei noch zu erörtern wäre, welche Formulierung die zweckmäßigere ist. Diese Fragen wurden aber bereits hinlänglich diskutiert, ohne daß eine Einigung erzielt werden konnte.

Der Sammelband, der die Grundlage unserer Aussprache bildet, schließt mit einer Abhandlung des Herrn v. Mises über die psychologischen Wurzeln des Widerstandes gegen die nationalökonomische Theorie. Er wendet sich hier gegen bestimmte wissenssoziologische Auffassungen, welche die Theorie oder eine bestimmte Richtung der Theorie als „bürgerlich“ oder „undeutsch“ zu diskreditieren suchen. In den sehr anregenden Ausführungen finden wir aber Sätze wie den folgenden: „Wer den Liberalismus bekämpfen will, dem bleibt nichts anderes übrig, als ... Logik und Erfahrungswissenschaft zu entthronen, ihnen ihren Anspruch, allgemeingültige Sätze zu lehren, zu bestreiten.“ Mises kommt sodann auf die gegen die Theorie herrschenden Ressentiments zu sprechen und meint dort: Es „führt die Wissenschaft mit harter und unwiderlegbarer Logik den Nachweis, daß die Ideale der Gegner des Erwerbslebens hohl sind, daß sozialistische Gesellschaftsordnung unverwirklichbar, und daß interventionistische Gesellschaftsordnung sinn- und zweckwidrig, daß also die Marktwirtschaft die einzig mögliche Ordnung gesellschaftlicher Kooperation ist“.

Ich will nun über die Angemessenheit der wirtschaftspolitischen Anschauungen des Herrn Kollegen Mises nicht streiten. Nicht etwa, weil er vielleicht noch einmal zu Wort kommen wird,

(Heiterkeit),

sondern weil wir hier über die Wertlehre und nicht über die Lehre von irgendwelchen Werturteilen zu reden haben. Da aber Herr v. Mises mit Recht als ein ausgezeichnete Vertreter der Nutzwertlehre gilt, ist es leider nicht unwahrscheinlich, daß diese Bemerkungen als Argument für die

4*

ebenso altherwürdige wie unbegründete Behauptung dienen werden, die Lehre vom subjektiven Wert sei wirtschaftspolitisch fundiert; sie habe — bewußt oder unbewußt — die Bekämpfung des Sozialismus oder die Verteidigung einer liberalen Wirtschaftspolitik zum Ausgangspunkt. Obwohl diese Legende schon oft und oft widerlegt worden ist — auch ich habe mich nachdrücklich gegen sie gewendet —, will ich doch die Gelegenheit benützen, hier dokumentarisch ihre Unstichhaltigkeit darzutun. Ich habe nach dem Gedächtnis in wenigen Minuten einige Stellen aus Schriften der Hauptvertreter der österreichischen Schule aufgesucht, die das Gegenteil beweisen und möchte diese Stellen — sie sind ganz kurz — hier wiedergeben, gleichsam zu Protokoll geben.

Zunächst einige Bemerkungen aus Carl Mengers bekannter Streitschrift gegen Schmoller: „Die Irrtümer des Historismus“. Er sagt dort (S. 82): „Keine Beschuldigung Schmollers ist wahrheitswideriger, kein Vorwurf frivoler, als daß ich ein Anhänger der Manchesterpartei sei... Ein Anhänger der sogenannten Manchesterpartei zu sein, ist freilich keine Unehre, es bedeutet nur das Festhalten an einer Reihe wissenschaftlicher Überzeugungen, von welchen jene, daß das freie Spiel der individuellen Interessen dem wirtschaftlichen Gemeinwohl am förderlichsten sei, wohl als die wichtigste bezeichnet werden kann. Das Manchestertum hat meines Dafürhaltens mit der Frage nach der Berechtigung einer exakten Theorie der Volkswirtschaft ungefähr ebensoviel zu tun als etwa eine Pulververschwörung mit der Frage nach der Berechtigung der theoretischen Chemie.“ — Böhm-Bawerk äußert sich zu der Frage, ob seine Wert- und seine Zinstheorie zur Bekämpfung sozialistischer Gedanken geeignet sei, in folgender Weise (Kleinere Abhandlungen über Kapital und Zins, S. 305): „Es wäre [auch] die Erwartung vollkommen trügerisch, daß, wenn eine bestimmte theoretische Anschauung, z. B. die sozialistische Wert- und Ausbeutungstheorie, zu Falle gebracht werden sollte, damit auch die praktischen Desiderata, welche bisher auf die unhaltbare Theorie gestützt waren, definitiv zu Falle gebracht sein würden... Man müßte von der Findigkeit und taktischen Geschicklichkeit der leitenden Köpfe der sozialistischen Bewegung eine sehr geringe Meinung haben, wenn man ihnen nicht zutrauen wollte, daß sie für ihre Anschauungen über die zweckmäßigste Gesellschaftsorganisation in jedem denkbaren theoretischen System irgendeinen Anknüpfungspunkt ausfindig machen können; z. B. auch in der Theorie des Grenznutzens, wiewohl diese sich erst unlängst gefallen lassen mußte, von einem ihrer Gegner umgekehrt als ‚Grundlage einer ultraliberalen Wirtschaftspolitik‘, womit sie ihre bisherige ‚Harmlosigkeit‘ verwirkt habe, diskreditiert zu werden.“ An anderer Stelle (Gesammelte Schriften, S. 161) erklärt Böhm-Bawerk gegenüber

„vielen beklagenswerten und reformbedürftigen Zuständen in der heutigen Gesellschaft“ „ein gleichgültiges laissez faire, laissez passer für vollkommen übel angebracht“. — Schließlich noch einen Satz aus Wiesers „Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft“. Es heißt dort (2. Aufl., S. 291): „Man liebt es, von wirtschaftlichen Naturgesetzen zu sprechen, die sich mit Notwendigkeit vollziehen und an deren Ablauf der Staat nichts ändern könne. Heute ist dieses Argument kaum mehr ernst zu nehmen.“

Ich betone nochmals: Ich will nicht das geringste gegen oder für irgendeine wirtschaftspolitische Anschauung sagen. Ich habe ja nur Zitate, keine Argumente vorgebracht und wollte nur einen literarhistorischen Tatbestand klarstellen, aus dessen Mißdeutung nicht selten Voreingenommenheit gegen die Nutzwertlehre entstanden ist. Herr v. Mises hätte diese Feststellungen ebensogut selbst vornehmen können. Jedenfalls dienen sie dem Zweck, den er in seiner Darstellung verfolgte. Daß die Hauptvertreter dieser Richtung nicht Sozialisten waren und dies auch gelegentlich in ihren Schriften zum Ausdruck brachten, ist freilich richtig, beweist aber gewiß nicht im mindesten den apologetischen Charakter der Lehre. Übrigens gibt es unter den Sozialisten und Interventionisten manche, welche der Grenznutzenlehre nahestehen.

Daß, wie Mises hervorhebt, gegen die österreichische Schule Ressentiments bestanden und — leider — bei einigen hervorragenden Vertretern unseres Fachs noch immer vorherrschen, ist meines Erachtens zweifellos richtig. Doch wäre es wohl nicht zweckmäßig, über die Gründe dieser Ressentiments hier zu diskutieren. Es ist dies eine Frage zweiter Ordnung, deren Erörterung weit abführen würde und deren Beantwortung allzusehr von persönlicher Einstellung abhängt. Man hatte sich gegenüber der Theorie, wie sie die Österreicher und die parallelen Richtungen darboten, präjudiziert. Hieraus erklärt sich, wie mehrfach zutreffend hervorgehoben wurde, der große Erfolg, den das Handbuch Cassels gerade im Deutschen Reiche aufzuweisen hatte. Es läge an sich gewiß kein Grund dafür vor, hier auf die Stellung Cassels zur Wertlehre ausführlich einzugehen, zumal dies in dem vorliegenden Bande und auch anderwärts geschehen ist. Doch gibt gerade das Referat Kromphardt über Cassels Gründe der Ablehnung der Wertlehre Anlaß, eine wichtige Grundfrage zu berühren. Herr Kromphardt verteidigt den Standpunkt Cassels sehr scharfsinnig, aber — oder vielmehr darum — in so schmaler Front, daß meines Erachtens der Verteidigte sich gegen ihn verteidigen müßte. Es ist, meine ich, nicht ganz zutreffend, daß Cassel die Wertlehre nur als überflüssig, nicht auch als verfehlt bezeichnet hätte. (Dies auch in der Schrift, die Kromphardt im Auge hat.) Was die Frage der

Überflüssigkeit aber anlangt, so kann ich der Kürze halber auf die Beiträge von Morgenstern und Vleugels und sonst auf die Äußerungen von Wicksell, Schumpeter, Hans Mayer und auch auf eigene Bemerkungen verweisen. Treffend sagt z. B. Morgenstern in seinem Beitrag, daß es ohne Annahme einer bestimmten Wertordnung nicht ausgeschlossen werden könnte, daß ein Individuum immer Waren einer Art kaufte. Es ist gewiß möglich, die Walrassen Gleichungen in der ursprünglichen Gestalt oder in der Casselschen Umformung ohne Eingehen auf die subjektiven Wertschätzungen aufzustellen. Aber wo bleibt der Erkenntniswert des Systems, wenn die Wertschätzungen der Individuen nicht subintelligiert werden? Daß übrigens Cassel diese Subintelligierung vornimmt, ist wiederholt nachgewiesen worden.

Auch eine Wirtschaftstheorie muß eben, wenn sie unser Streben nach Erkenntnis befriedigen soll, „verstehend“ sein. Die Notwendigkeit „verstehender“ Betrachtung so nachdrücklich betont zu haben, ist eines der Verdienste des vielumstrittenen Buches Sombarts: „Die drei Nationalökonomien“. Wenn ich auch weit davon entfernt bin, den dort ausgesprochenen Anschauungen durchweg zuzustimmen, vielmehr sehr gewichtige, dagegen erhobene Einwände als richtig anerkennen muß, so meine ich doch, daß wir diesem Buch eine Reihe kritischer und positiver Erkenntnisse von großem, dauerndem Wert zu verdanken haben. Daß Sombart den verstehenden Charakter der Nutzwertlehre nicht zu erkennen vermag, ist — abgesehen von seiner höchstpersönlichen Abneigung gegen die Wertlehre in der österreichischen Form — aus seiner vorgefaßten Meinung zu erklären, daß „Theorie“ im herkömmlichen Sinne, das heißt das Aufsuchen von Gesetzen, von „Formeln für die Regelmäßigkeit“ des wirtschaftlichen Geschehens mit der Erkenntnisweise des „Verstehens“ unverträglich sei. Eine ebenso große Rolle spielt hier eine zweite, merkwürdige Auffassung Sombarts. Er meint, daß die Voraussetzung rationalen, das heißt an den Kategorien Zweck und Mittel orientierten Handelns, von der die Theorie ausgeht, mit der Wirklichkeit nichts zu tun habe. In Wahrheit ist jene Voraussetzung selbstverständlich nur insoweit gerechtfertigt, als sie der Wirklichkeit in solchem Maße entspricht, daß sie brauchbare, mit der Wirklichkeit hinlänglich übereinstimmende Resultate ergibt. Und ist dieses rationale, durch die Beziehung von Zweck und Mittel bestimmte Handeln in seinen Motiven nicht mindestens ebenso gut verstehbar wie jedes andere? Sombarts Gegenüberstellung von „Ordnungen“, der Auffindung von Gesetzen, und „Verstehen“ ist ein Verdienst; die Auffassung, daß die beiden Erkenntnisweisen einander ausschließen, ein Irrtum.

Ich will nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß lange vor Sombarts

Scheidung von ordnender und verstehender Nationalökonomie der verstehende Charakter der Nutzwertlehre wiederholt hervorgehoben wurde. So schon von Carl Menger an einer Stelle, die Sombart selbst erwähnt, aber wegen seiner bekannten Vorurteile nicht sinngemäß deutet. An dieser Stelle, auf die ich wiederholt hingewiesen habe, heißt es, daß anders als in den exakten Naturwissenschaften, wo die letzten Elemente der Analyse, die Atome und Kräfte, unempirischer Natur sind, in den exakten Sozialwissenschaften die menschlichen Individuen und ihre Bestrebungen empirischer Natur seien. Menger folgert hieraus: „Die ‚Grenzen des Naturerkennens‘ und die hieraus für das theoretische Verständnis der Naturphänomene sich ergebenden Schwierigkeiten bestehen in Wahrheit nicht für die exakte Forschung auf dem Gebiet der Sozialwissenschaften.“

Man braucht nicht besonders generös zu sein, um in dieser Äußerung das Merkmal des „verstehenden Erklärens“ zu finden. Daß der Terminus „Verstehen“ nicht gebraucht wird, ist ohne Belang. Ich habe ihn vor mehr als zwanzig Jahren verwendet, als ich versuchte, die Theorie der Österreicher gegenüber der „nur ordnenden“ Theorie in der Weise zu kennzeichnen, daß ich sagte: „In unserer Wissenschaft können wir die Dinge ganz anders verstehen als in den Naturwissenschaften. Während in das Innere der Natur bekanntlich kein erschaffener Geist dringt, können wir auf unserem Gebiete alles verstehen in dem Sinne von ‚Alles verstehen heißt alles verzeihen‘. Weil wir dies in den Naturwissenschaften nicht tun können, sollen wir uns hier diese freiwillige Selbstbeschränkung auferlegen? Dann glichen wir einem sonderbaren Forschungsreisenden, der aus dem Grunde, weil ihm der Eintritt in ein unbekanntes Land verwehrt ist, freiwillig darauf verzichten würde, ein zweites zu erforschen.“ — Auch Max Weber hat den verstehenden Charakter der Nutzwertlehre festgestellt. Aber Sombart selbst hat einmal hervorgehoben, daß die Österreicher die Gesetzmäßigkeit des Wirtschaftslebens in die psychologische Motivierung verlegen. Ist etwa bei den einen schwärzester Psychologismus, was bei den anderen „Seelverstehen“ ist? Der Unterschied liegt vielfach nur in der Ausdrucksweise, die zum Teil Modesache ist. Übrigens hat, wenn ich nicht sehr irre, auch Sombart einmal im eigenen Namen von der psychologischen Methode der Geisteswissenschaften gesprochen, die in dem Streben zutage tritt, die Vorgänge seelisch zu motivieren.

Daß ich von meinem Standpunkt aus an der Auffassung, von der Herr Zeisl in seinem interessanten Beitrag „Marxismus und subjektive Theorie“ ausgeht, keine reine Freude haben kann, ergibt sich von selbst.

Ist die Nutzwertlehre auf der einen Seite ein Instrument, die Regelmäßigkeiten in den wirtschaftlichen Vorgängen verstehend zu erklären, so hat sie andererseits noch eine zweite Aufgabe zu erfüllen. Es handelt sich

um die Betrachtung der gesellschaftlichen Wirtschaft als einer Einheit, eines Ganzen. Diese Betrachtungsweise zeigt uns, welche wirtschaftlichen Vorgänge von Bedeutung sind, auf welche es ankommt, welche vor allem erklärungs- und daher erklärungsbedürftig sind. Diese Art der Betrachtung, die von der heute sich universalistisch nennenden Richtung als einzige Aufgabe der Wirtschaftstheorie angesehen wird, ist niemals außer acht gelassen worden; sie drängte sich von allem Anfang an auf, so daß jedermann von ihr — bewußt oder unbewußt — Gebrauch macht. Die sogenannten Individualisten haben sich bei der Feststellung der Tatsache, daß jede wirtschaftliche Gegebenheit eine „Leistung“ für das Ganze der Wirtschaft ist, allerdings nicht lange aufgehalten und haben sich alsbald der ursächlichen Erklärung der wirtschaftlichen Phänomene zugewendet. Auch hier kann ich auf Sombart verweisen, der die Behauptung von dem angeblichen Individualismus der Klassiker mit treffenden Argumenten zurückgewiesen hat, denen man noch manche hinzufügen könnte. Daß er ihn aber den Grenznutzlern wenigstens hypothetisch zumutet, ist nicht weiter verwunderlich, wenn auch sachlich nicht begründet. Ich will den Mut aufbringen, von dem bekannten Doppelsinn des Wortes Wert auszugehen. Nicht etwa, daß ich meinte, daß sich aus der Ausdeutung eines Wortes sachliche Erkenntnisse gewinnen ließen. Aber die Tatsache, daß der Ausdruck „Wert“, wie ich glaube, in allen Kultursprachen zur Bezeichnung von zwei dem Anschein nach grundverschiedenen Dingen, der subjektiven Schätzung und des Preises, dient, weist wohl darauf hin, daß die Auffassung des Preises als des Ausdrucks einer sozialen Wertschätzung ungemein naheliegt. Der soziale Wert ist höchstens dann ein „Unbegriff“ (so wird er in einem der vorliegenden Beiträge bezeichnet), wenn aus ihm die Preiserscheinungen kausal erklärt werden sollen, nicht aber, wenn er zur Verdeutlichung der Funktion des Preises in der Sozialwirtschaft verwendet wird. Und hierbei leistet der Gedanke des Grenznutzens ausgezeichnete Dienste. Dies läßt sich kaum besser als an dem teleologischen Knappheitsprinzip Cassels demonstrieren. Dieser weist besonders nachdrücklich auf die Analogien zwischen Tauschwirtschaft und tauschloser Wirtschaft hin und gerät hierbei vollkommen in den Gedankenbereich des Grenznutzens. Diese Stellen lesen sich fast wie eine Einführung in die Grenznutzenlehre. Es heißt da u. a.: „Es muß offenbar für die ganze Tauschwirtschaft eine gleichmäßige Beschränkung der Bedürfnisse in dem Sinne stattfinden, daß kein weniger wichtiges Bedürfnis vor einem wichtigeren befriedigt wird. Das zentrale Problem der Tauschwirtschaft ist also die Klassifizierung der Bedürfnisse...“ Es „müssen die Bedürfnisse sämtlicher Einzelwirtschaften nach ihrer relativen Bedeutung geordnet werden, jedenfalls insofern, als eine Grenze zwischen den Be-

dürfnissen, die befriedigt werden sollen, und den übrigen gezogen werden muß“. Es liegt mir natürlich nichts ferner, als Cassel wegen dieser Verwendung des Grenzgedankens bei Hervorhebung der Funktion des Preises in der Verkehrswirtschaft einen Vorwurf machen zu wollen. Aber er vermischt, wie von Amonn und jüngst erst wieder von Hans Mayer dargetan worden ist, diese Darstellung der Funktion, der Aufgabe des Preises mit der Preiserklärung, weil er es eben ablehnt, auf die Wertschätzungen der Individuen zurückzugreifen. Gewiß gibt es Redewendungen, die sowohl der ursächlichen, „seelverstehenden“ Erklärung des Preises wie der „sachverstehenden“ Verdeutlichung der sozialwirtschaftlichen Funktion des Preises dienen können, so, wenn es z. B. bei Cassel heißt, daß die Nachfrage nach Konsumgütern in Wirklichkeit eine Nachfrage nach elementaren Produktionsfaktoren sei. Aber grundsätzlich sind diese beiden Aufgaben auf das schärfste zu trennen. Cassel verwahrt sich wohl gegen den Vorwurf, dies unterlassen zu haben; mit welchem Recht, zeigt jedoch seine in derselben Schrift sich vorfindende Behauptung, der Zins sei kein Agio auf gegenwärtige Güter, sondern — er zeige sich als Regulator, dessen Aufgabe es sei, die fortdauernde soziale Wirtschaft im Gleichgewicht zu halten. Es ist dies ebenso richtig, wie wenn man sagte: daß die Gewässer nicht bis auf den Grund zufrieren, ist nicht etwa daraus zu erklären, daß Eis leichter ist als Wasser, sondern daraus, daß sonst die Fische umkommen müßten.

(Heiterkeit.)

Zur Vermeidung von Mißverständnissen: Ich bin weit davon entfernt, die zweite Erklärung für sinnlos zu halten. Wohl aber glaube ich, daß es nicht angeht, zu behaupten, daß zwischen beiden Erklärungsprinzipien ein Widerspruch bestehe. Dies gilt gegenüber jeder Teleologie, wie immer sie sich nennen mag, welche die kausale Erklärung ersetzen will.

(Beifall.)

Professor Dr. Arthur Spiethoff (Bonn):

Es war nicht meine Absicht, Sie aufzuhalten; denn ich konnte nicht annehmen, zu einer Erörterung, die von Männern getragen wird, die ihre Lebensarbeit der Wertlehre gewidmet haben, etwas beitragen zu können. Ich muß nur deshalb einige Minuten Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, weil Herr v. Mises mich herausgefordert hat. Die Herren aus Wien haben in unserem Vorbereitungsbande mehrfach mit Recht nachdrücklich verlangt, daß ihr Standpunkt nicht durch Äußerungen gekennzeichnet werde, die Jahrzehnte zurückliegen. Sie haben das nicht unberechtigterweise mit dem Unterton des Vorwurfs getan. Herr v. Mises

hat nun die Auffassung der geschichtlichen Schule nach einer Lage geschildert, die wenigstens fünfzig Jahre alt ist.

(Heiterkeit.)

Er kennzeichnete die Auffassung der geschichtlichen Schule dadurch, daß sie die Erklärung aus allgemeinen Preisgesetzen ablehne und die Erklärung lediglich aus sozialen Machtverhältnissen vornehme. Das ist ein Standpunkt, der nicht einmal dem Schmollerschen Grundriß von 1901 entspricht, geschweige denn der heutigen Meinung. Ich glaube, kein Vertreter der geschichtlichen Anschauungsweise — von etwas anderem kann man wohl nicht sprechen, eine Schule gibt es wirklich nicht — leugnet die Berechtigung und die Bedeutung einer reinen Theorie und im Rahmen dieser reinen Theorie die Bedeutung der Herausarbeitung allgemeiner Preisgesetze. Was die geschichtliche Auffassung betont, ist lediglich dies: Die reine Theorie und die Bearbeitung allgemeiner Preisgesetze erschöpft nicht unsere Aufgabe; denn daneben besteht noch eine andere Aufgabe darin, konkrete Tatbestände zu erklären, und diese Tatbestände sind geschichtlich sehr verschieden. Für die Erklärung dieser geschichtlichen Tatbestände sind die allgemeinen Preisgesetze und, was ich für noch wichtiger halte, die allgemeinen Wertgesetze unentbehrlich. Niemand kann der Arbeit an dieser Aufgabe dankbarer gegenüberstehen als die Vertreter einer geschichtlichen Auffassung. Wenn sich diese an dieser Aufgabe selbst nicht beteiligt haben, so einerseits deshalb, weil sie hier nicht ihr besonderes Talent wähten, aber auch, weil sie sahen, daß andere sich dieser Arbeit mit der größten Energie und dem größten Erfolg widmen. Was sie hierneben stellen wollen, sind geschichtliche Theorien mit geschichtlicher Gültigkeit. Die geschichtlichen Tatbestände sollen in Musterbeispielen eingefangen werden, wie ich es jetzt nenne durch Aufstellen von Wirtschaftsstilen, und für jeden derartigen geschichtlichen Wirtschaftsstil suchen wir nun eine geschichtlich begrenzte Theorie. Ich sehe überhaupt keinen Gegensatz, es sind lediglich verschiedene Interessen, verschiedene Arbeitsaufgaben, die verschiedene Forscher sich stellen, und von hier aus ist auch die jetzt so viel erörterte Frage des Verhältnisses von Wertlehre und Preislehre einfach dahin zu beantworten: Es sind zwei verschiedene Aufgaben. Wir können eine selbständige Wertlehre unter keinen Umständen entbehren, da wir ungeheuer lange Zeiträume ohne Tausch und ohne Markt haben, die auch einer Aufklärung bedürfen. Deshalb brauchen wir eine Wertlehre. Da darf ich nun bedauernd den heutigen Arbeitern am Problem sagen: Die Wertlehre kommt bei Ihnen zu kurz. Auch diejenigen, die meinen, eine Wertlehre nicht entbehren zu können, arbeiten nicht mehr an der Wertlehre, sondern sie

arbeiten vornehmlich an einer Wertlehre im Dienste der Preislehre. Leute wie ich müssen das mit Schmerz betonen, weil das, was sie fertig übernehmen möchten, ihnen zum Teil nicht geboten wird. Alle möglichen Tatbestände der einfachen Wirtschaft sucht man mit Preisbeispielen zu erklären, und sogar die primitivsten Verhältnisse werden mit der sogenannten Preislogik behandelt. Ich will nicht für durchaus unzulässig erklären, die Preislogik auch auf einfache Verhältnisse zu übertragen, es ist ein logisches Verfahren, aber die Unterschiedlichkeit der Verhältnisse wird dadurch nicht geklärt, sondern vertuscht und verwischt. Als Herr v. Mises den Plan für unseren Wertband aufstellte, befand sich darin auch ein Kapitel: „Die Werttheorie der historischen Schule“. Ich habe ihm gesagt: Es gibt keine Wertlehre der geschichtlichen Schule. Mit der geschichtlichen Auffassung sind die verschiedensten Wertlehren vereinbar. Die Eigenart der geschichtlichen Richtung gegenüber diesem Problem kann nur in dem bestehen, was ich eben sagte, daß neben die reine Theorie mit ihren allgemeinen Gesetzen geschichtliche Theorien mit geschichtlicher Gültigkeit treten. In tatsächlicher Hinsicht darf ich darauf hinweisen, daß Roscher in seinem Lehrbuch nur eine Preistheorie bringt, und zwar eine solche, die überwiegend Produktionskostentheorie ist, daß Schmoller in seinem Grundriß eine Wert- und Preislehre vorträgt, die die Wiener Lehre übernimmt. Auch ich bediene mich der österreichischen Lehre.

Aber ich glaube, die gegenwärtige Lage wird nicht nur gekennzeichnet durch die Annahme der Grenznutzenlehre seitens der Vertreter einer geschichtlichen Auffassung, sondern sie wird auch gekennzeichnet durch die Entwicklung der anderen Seite. Als ich im Jahre 1908 von Prag aus das erstmal Menger in Wien besuchte, war auch nicht eine Spur der alten Kampf Stimmung übrig. Wir unterhielten uns mehrere Stunden in vollster Übereinstimmung, und er erzählte mir von großangelegten völkerkundlichen Studien; er sah ganz andere Kampffronten. Zur selben Zeit sagte mir Wieser, die „Irrtümer des Historismus“ wären besser nicht geschrieben worden. Schon der junge Schumpeter hat in seiner Dogmengeschichte die geschichtliche Schule in einer Weise behandelt, die nur das Streben nach Verständigung, aber keinen Gegensatz atmet, und heute steht er unter den Verteidigern Schmollers in vorderster Reihe. Bei Wieser muß ich noch einen Augenblick verweilen. Seine Unterscheidung der einfachen und der gesellschaftlichen Wirtschaft ist die Leistung eines Mannes geschichtlicher Richtung. Wir müssen dieser Arbeit den größten Dank zollen, und jeder historische Nationalökonom wäre stolz, wenn er diese Leistung vollbracht hätte. Wieser umreißt die einfache Wirtschaft begrifflich in eigener Weise, aber es ist tatsächlich das, was ich zeitlose

Wirtschaft nenne. Die Erscheinungen, die er hier erörtert, sind wesentlich diejenigen, die jedem wie immer gearteten Wirtschaftsleben eigen sind, und er bringt das, was wir vor die Wirtschaftsstile und vor die Theorien mit geschichtlicher Geltung stellen. Mit dem Schlagwort „Erklärung aus sozialen Machtverhältnissen“ kann man uns nicht kennzeichnen. Ich wüßte nicht, wer dadurch mehr gekennzeichnet würde als Wieser. Denken Sie an seine Lohntheorie, wo er zunächst den Lohn des unorganisierten Marktes erörtert, auf dem der Arbeiter einzeln einer monopolistischen Nachfrage gegenübersteht, dann den Lohn des geregelten Marktes, wo sich zwei quasi monopolistische Parteien gegenüber treten — man kann der Berücksichtigung sozialer Machtverhältnisse nicht mehr Tribut zollen, als Wieser es in dieser seiner Lohntheorie getan hat. Also ich sehe keinen Gegensatz zwischen Erklärung aus allgemeinen Preisgesetzen und Erklärung aus sozialen Machtverhältnissen. Die heutige Lage ist nicht dadurch gekennzeichnet, daß die einen nur soziale Machtverhältnisse gelten lassen, die anderen nur allgemeine Preisgesetze. Soweit ich sehe, sind die Führer beider Richtungen auf beiden Gebieten seit geraumer Zeit sich einig. Unsere Eigenart kann nur darin erblickt werden, daß wir neben der reinen Theorie und neben der Arbeit an allgemeinen Preisgesetzen uns bemühen, geschichtliche Theorien mit geschichtlicher Gültigkeit für arteigene geschichtliche Tatbestände aufzustellen.

(Lebhafter Beifall.)

Vorsitzender: Herr Engländer äußerte vorhin den Wunsch, noch kurz auf die Ausführungen von Herrn Weiß antworten zu können. Wenn es Ihnen recht ist, bitte ich ihn, das jetzt noch zu tun.

Professor Dr. **O. Engländer** (Prag):

Herr Weiß sagte mir, die von mir vorgenommene Synthese von objektiven und subjektiven Preisbestimmungsgründen sei nicht neu und finde sich auch schon bei der österreichischen Schule. Das wäre nun kein Unglück. Ich habe selbst die Zurechnungsgleichungen Wiesers hervorgehoben, und auch sonst findet sich die Berücksichtigung der Kostenverbundenheit sowohl bei Wieser als auch bei Böhm-Bawerk. Gleichwohl ist die von mir vorgenommene Synthese eine von Grund aus andere als die der Österreicher, und es ist insbesondere meine Auffassung von der Wirksamkeit des subjektiven Moments innerhalb der Synthese von der der österreichischen Schule ganz verschieden. Eher findet sich eine Verwandtschaft zwischen der von mir vorgenommenen Synthese und der der mathematischen Schule. Was letztere anbelangt, sagt Kollege Weiß, daß die österreichische Schule zwar den Preisaufbau nicht erklärt habe, sich

aber, wie aus Briefen hervorgehe, der Erklärung des Preisaufbaues durch die mathematische Schule angeschlossen habe. Demgegenüber will ich feststellen, daß die österreichische Schule den Grundgedanken der mathematischen Schule, den Ausgleich der gewogenen Grenznutzen, wiederholt und mit Recht ausdrücklich abgelehnt hat.

Vorsitzender: Ich schlage vor, daß wir jetzt die Mittagspause eintreten lassen. Wir fahren dann um 3 Uhr fort.

(Schluß der Vormittagssitzung 1 $\frac{3}{4}$ Uhr.)

Dr. Edmund Herzfelder (Berlin):

Meine Einstellung zu der Wertlehre ist verwandt mit jener der österreichischen und Lausanner Schule; ich habe von beiden viel gelernt, doch vertrete ich diesen gegenüber einen grundsätzlich verschiedenen Standpunkt hinsichtlich der Deutung des bisher noch immer nicht erkannten Grenznutzens.

Um sich inmitten der stark auseinandergehenden Meinungen zurechtzufinden, sollte man sich darauf beschränken, vor allem das hervorzuheben, diesbezüglich zwischen den Forschern Einigkeit besteht; dann aber sollte klargelegt werden, was sie in ihren Anschauungen trennt und schließlich, wie dagegen abgeholfen werden kann.

Es besteht Einigkeit in der Auffassung, daß alle Wirtschaftssubjekte über ihre Güter bestimmte Werturteile bilden, für diese eine, in einem zeitlos gedachten Zustande empfundene Wertschätzung haben, daß aber diese mit den Preisen, für welche die Güter auf dem Markte angeboten oder abgesetzt werden, nicht übereinstimmen. Ja sogar diese Wertschätzungen bedeuten den Preisen gegenüber etwas Heterogenes. Diese Werturteile, d. h. zwischen dem Subjekt und Objekt bestehenden Gefühlsrelationen, mögen einfach mit dem Wort „Wertintensität“ gekennzeichnet sein; diese sind nicht meßbar, aber sie sind immer, wenn auch oft nur im Unterbewußtsein, vorhanden.

Die österreichische Schule identifiziert nun diesen Begriff der „Wertintensität“, d. h. die Tauglichkeit der Güter für unsere Wohlfahrt mit dem Nutzen. Sie dekretiert dann dessen Grenzwert zu dem „Grenznutzen“. Sie übersieht aber, daß die Bildung eines solchen Grenzwertes nur dann Sinn und Inhalt haben kann, wenn die funktionelle Abhängigkeit des Nutzens von der Änderung der Vorratsmenge irgendwie erkannt ist. Ohne diese Erkenntnis gibt es keinen Grenzwert, weder im ökonomischen noch im philosophischen, erst recht nicht im mathematischen Sinne. Der Nutzenbegriff dieser Schule ist zwar eine ökonomische Kategorie, doch

eben nur diese, die ich mit Wertintensität bezeichnet habe. Nur die in der zeitlichen Verschiebung in Erscheinung tretende Änderung der Wertintensität ist der Nutzen (aber nicht der Grenznutzen), dessen ökonomischer Sinn erst erkannt werden muß, wenn Wertlehre erfolgreich gepflegt werden soll. Ich werde daher zum Schlusse meiner Ausführungen den Sinn des Nutzens als Veränderungsgröße erläutern.

Die Lausanner Schule hat sich von diesem Irrtum der Österreicher freigemacht und hat daher den Nutzen — diesen Begriff im Sinne der Österreicher und nicht nach meiner folgenden Interpretation — als irgendeine von ihr noch nicht erkannte mathematische Funktion in ihre Berechnungen hereinbezogen (so z. B. bei Walras); doch versperrt sie sich so den Weg, konkrete Wertprobleme zu lösen.

Trotz dieser Unterschiede in der Auffassung — die dann allerdings für die Weiterbildung der Lehre von ausschlaggebender Bedeutung sind — ist man auch einig darüber, daß aus den Gefühlsbeziehungen des Subjekts zu dem Objekt Kräfte auswirken, die die Preisbildung sowohl in den einzelnen Tauschhandlungen der Subjekte wie auch die Preise der Gesamtwirtschaft beeinflussen, und daß daher die Preisbildung nicht nur aus dem Zusammenwirken von quantitativ Gegebenem stammen kann. (Aus diesem Grunde lehne ich Cassels Preistheorie mit Entschiedenheit ab.)

Nun will man aber, wenn man Wertlehre betreibt, die Wechselwirkung, die zwischen Wert und Preis besteht, erforschen, und damit entstehen erst die Schwierigkeiten, einheitliche Lösungen aufzuzeigen.

Man hat nun eine Lösung gefunden, um den Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen dadurch, daß man die Wertlehre ablehnt. Das ist nicht nur sehr einfach und nicht nur in vielen Kreisen äußerst populär geworden, sondern der Standpunkt ist auch berechtigt. Und zwar deshalb, weil wir mit der Wertlehre, so wie sie jetzt aufgezogen ist, gar nichts anfangen können. Wir sehen nicht, wie sie mit den Problemen der realen Welt zusammenhängt, und für eine solche Lehre ist es besser, wenn sie verschwindet: Ich teile hier die Ansicht des Herrn Professor Spiethoff: „Die Wertlehre möge es zeigen, wie sie die Preisbildung auf dem Markte erklären kann, und wie aus dieser Erklärung auf irgendeinem Gebiete der Ökonomie eine Nutznießung gezogen werden kann.“ Ich zweifle an einem solchen Erfolg, bis der Wert nicht konkret gemessen wird.

Meiner Ansicht nach muß die Wertlehre die Preistheorie widerspruchlos sowohl atomistisch wie für die Gesamtwirtschaft als Makrokosmos erklären; kann die Wertlehre aber das, dann muß sie auch die Quantitätstheorie lösen und so dann mittelbar die Probleme der Konjunkturen zu erklären versuchen. Heute sehen wir aber, daß der entgegengesetzte Weg eingeschlagen wird: die Quantitätstheorie ist und bleibt ein

Flickwerk, und die Theorien der Konjunkturen blühen ohne Fundament, ohne Wertlehre.

Der Wert, wie ich ihn auffasse, ist der Ursprung des gesamten Wirtschaftsgeschehens, das sich jedoch nie im Dasein, sondern stets im Anderswerden offenbart. Unsere Vorstellung über eine Statik oder über ein Gleichgewicht der Wirtschaft ist nur eine Einbildung, die aus dem Grunde gar nicht besteht, weil sich die Wirtschaft dauernd im Flusse befindet. Die Statik ist etwas Konstruiertes, das wirkliche Leben und Geschehen können wir nur in der Dynamik, in dem Anderswerden wahrnehmen. Die erste Bedingung ist daher, um die Geister in der Wertlehre zusammenzubringen, daß wir ausschließlich nur dynamisch denken. Daher kann auch die Wertintensität, jene das Subjekt und Objekt verbindende Gefühlsgröße, wovon ich sprach, kein Wert sein.

Der Nutzenbegriff der österreichischen Schule ist daher nicht der Wert, da dieser nur eine statische Wahrnehmung ist; ihr Grenznutzen kann aber durch sie, als dynamischer Begriff, so lange überhaupt nicht erfaßt werden, als sie die Zwangsläufigkeit in der Änderung des Nutzens unabhängig von jeder Diskontinuität nicht aufklären kann. Diese Zwangsläufigkeit zeigt sich in dem von mir erforschten Tauschwertgesetz.

Nach all diesem kann meiner Ansicht nach auch Gottls „Wirtschaftliche Dimension“ kein Ersatz für den Wert sein, Oppenheimers „Statistischer Wert“ ist ein unlösbares, aber vom Standpunkte der Dynamik auch ein überflüssiges Problem, und Keynes Versuch, aus einem Zustande den Geldwert zu bestimmen, halte ich gleichfalls für eine vergebliche Mühe.

Dagegen ist die Veränderung der sonst unbestimmbaren, unmeßbaren, jedoch aus den Rangordnungen abgeleiteten Gefühlsgröße funktionell bedingt durch die Vorratsänderung, wenn diese mit den kleinsten Mitteln entsteht, genau das, was Gossen, Menger, Böhm, Walras, Jevons unter dem Begriff Grenznutzen verstanden haben. Begrifflich richtige Vorstellung über den Grenznutzen hatten aber nur Gossen und Jevons. Um durch den Grenznutzen zu einer Preislehre zu gelangen, muß er konkret vorgestellt und auch gemessen werden. Schwer ist hierbei nur zu begreifen, wie die Veränderung des an sich Unbestimmten erfolgen soll; das geht nur durch eine geeignete Vorstellung der Wertintensität vor sich; ihr Dasein ist doch unbestritten.

Immerhin ist aber das Wesentliche das dynamische Denken, das Denken in Veränderungen, das Rechnen mit Veränderungen und nicht mit gegebenen festen Größen.

Die Nationalökonomie hat es bisher nicht verstanden, diese Lehre der Veränderungen voll auszuschöpfen, und hat sich nicht ausschließlich mit

der Dynamik befaßt: sie wandte sich aus ihrem Unvermögen, die Dynamik zu begreifen, der Lösung von statischen Problemen zu; meiner Ansicht nach zu Unrecht, solange die Dynamik nicht geklärt ist. Vergeblich hofft sie darauf, den Wert aus einem Zustande zu begreifen.

Hierzu ein Beispiel: Man deutet im allgemeinen die Indexzahl als eine Veränderung des Preisniveaus. Das ist zunächst einleuchtend, doch, um Gottls Worte zu gebrauchen, ist das ein typisches Beispiel des wortflüssigen Denkens. Denn ich behauptete, daß bisher noch kein Nationalökonom den Begriff des Preisniveaus zu klären vermochte, geschweige denn, daß er es konkret bestimmen könnte. Wäre das Preisniveau der Preisspiegel eines durch Mengen und deren Einheitspreise determinierten Warenbündels und jeweils durch eine Zahl darstellbar, so gäbe es nur eine einzige Indexzahl, die die Veränderung eines Zustandes anzeigt — nämlich die Verhältniszahl zweier Zahlen, die beide je einen aufeinanderfolgenden Preisspiegel kennzeichnen. Zwar behauptete ich, daß es in der Tat nur eine einzige Indexzahl gibt, die so entsteht und die uns die Wertlehre auf Umwegen aufzeigt, aber nur diese Veränderungszahl ist der Ausdruck vom Preisniveau selbst, die das Anderswerden darstellt — womit wir uns aber begnügen müssen, denn der Preisspiegel selbst aus einem Zustande bleibt unbestimmbar.

Durch die Ablehnung der Statik will ich nicht behaupten, daß wir eines solchen Vorstellungsbildes nicht bedürfen. Die Statik ist aber immer nur ein Hilfsvorstellungsbild des Forschers, seine ureigenste Einstellung zu den Problemen, um sich das dynamische Denken zu erleichtern. Erklärt die gewählte Statik das dynamische Geschehen nicht, so ist sie falsch und unbrauchbar.

Meine statische Vorstellung geht dahin, daß ich die verschiedenen Wertintensitäten (also Gefühlsgrößen), die in einer Verbindung mit gegebenen Vorräten auftauchen, zahlenmäßig vergegenwärtige und unterscheide, etwa so „als ob“ sie meßbar wären. Das ist eine Fiktion, da sie doch in der Wirklichkeit nicht meßbar sind. Ich behandle diese Wertzahlen als spezifische Größen in einer Relevanz zu den Mengen, zu welchen sie gehören, so daß Menge mal Wertintensität eine neue Wertzahl ergibt, die ich intensivierten Wert nenne.

Der intensivierte Wert ist aber keine Fiktion mehr. Seine Existenz läßt sich auf Grund der Philosophie von Kant durch etwas Nachsinnen begreifen, wenn man die Quantität atomisiert vorstellt und diese dann als Gefühlsgröße auffaßt — in der Tat ist sie ja dann nichts anderes —, so daß hierdurch die spezifische Wertintensität auf diese bezogen werden kann, weil beide gemeinsamer Art sind. Diese gemeinsame Einheit ist die Indifferenz im Gefühle, die unterste Stufe aller Reizempfindungen in

unserem Seelenleben. Um dieses zu begreifen, müssen wir nur darüber klar sein, daß die Quantität nur deshalb konkret meßbar ist, weil uns in diesen Wahrnehmungen das fein ausgebildete Organ, das Auge, mithilft, während die Wahrnehmung der Mengenangabe ebensowohl einem organlosen Empfindungsrezipienten obliegen müßte wie unsere Gefühle oder Wertintensitäten selbst.

Ich muß hier Herrn Professor Mises gegenüber meinen Standpunkt klar hervorheben, daß, wenn man Theorie in strengem Sinne betreibt, die Mengeneinheit, auf welche der Nutzen (im Sinne der österreichischen Schule) bezogen wird, niemals die Markteinheit der Güter — wie er meint —, sondern nur deren atomisierte Menge sein kann, und daß daher seine Einwendungen, die er heute hier gegen Spann hervorgehoben hat, in dieser Hinsicht völlig ungerechtfertigt sind. Die relative Meßbarkeit der Gütervorräte infolge unserer Wertungsgefühle ist eine Notwendigkeit, um die Wertlehre zu begründen; die Rückkehr zu den Erfahrungstatsachen, d. h. daß man mit Markteinheiten rechnet, ist notwendig, um die Werttheorie in der Wirklichkeit zu verwenden. Mein diesbezüglicher Standpunkt ist in den dem Verein überreichten Denkschriften über die Messende Wertlehre¹ klar auseinandergesetzt.

Ist die atomisierte Werteinheit erklärt, so immer noch nicht ihre Veränderung, also weder der Nutzen noch der Grenznutzen.

Wozu brauchen wir aber die beiden letzteren Begriffe überhaupt, um durch diese das wirtschaftliche Geschehen zu begreifen? Nur deshalb, weil wir tagtäglich beobachten, daß die Wirtschaftenden nach Nutzen streben, wenn sie im althergebrachten Sinne wirtschaftlich handeln. Der Nutzen als der Ausdruck der Tauglichkeit der Güter für unsere Wohlfahrt ist eine Phrase. Der Nutzen kann auch nicht auf einen Geldertrag lauten. Der Nutzen, nach meiner Theorie, offenbart sich in dem wirtschaftlichen Streben der Kaufleute dadurch, daß sie beim Verkauf von Gütern die infolge des Vorratsschwundes entstehende erhöhte Wertschätzung für den Rest durch eine stärkere Preiserhöhung zu überflügeln suchen — wenn sie gleichzeitig ihre für das Gekaufte, d. h. für den vermehrten Vorrat, durch den Zuwachs in der Regel geminderte Wertschätzung durch eine geringere Preissenkung ausgleichen. Dieses Streben in den wirtschaftlichen Handlungen ist ganz allgemein vorhanden, und das gekennzeichnete Vorgehen ist daher instinktiv mit den Tausch- und Kaufgeschäften der Kaufleute verbunden. Man nennt dieses Verhalten populär „feilschen“.

Der Wirtschaftende ist nicht in der Lage, über diese von ihm stets

¹ Herr Dr. Herzfelder hat dem Verein für Sozialpolitik 3 Denkschriften über das Wertproblem eingereicht.

Die Herausgeber.

befolgte instinktive Handlung zahlenmäßig Rechenschaft abzulegen, daher mißt er den Nutzen nicht, er strebt nur danach; auch ist er gezwungen, im Preiskampfe diesen stets zu wandeln. Der Forscher aber erkennt das Immerwiederkehrende in seinen Handlungen und kann bei gegebenen Prämissen zahlenmäßig den Grad des angestrebten Nutzens erfassen, und damit wird er auf die Messung des Nutzens direkt hingewiesen. Man kann daher diese Idee der Wertmessung nicht dadurch bagatellisieren, daß man sich mit Wahlvorstellungen über größeren oder kleineren Nutzen begnügt, wie das heute die österreichische Schule tut, da sie das praktische Verfahren der Nutzenmessung überhaupt nicht kennt.

Nun ist aber für die Wertmessung notwendig, die im Verfolg einer Vorratsschmälerung oder Vorratzuwachses entstehende Wertschätzungsänderung des Subjekts irgendwie nach einem Normgesetz zu bestimmen. Kann man aber das, so ist bei jedem Tausch- oder Kaufgeschäft aus den veränderten Preisen die zahlenmäßige Erfassung des Nutzens, der den veränderten Preis hervorgerufen hat, möglich dadurch, daß die Differenz zwischen Preis- und Wertschätzungsänderung gebildet wird. Sie ersehen hieraus zwei Dinge: erstens, daß der Nutzen im Verfolg einer in der Regel immer wiederkehrenden ökonomischen Handlung des Wirtschaftenden entsteht, zweitens aber, daß ich, wenn ich ihn messe, nichts anderes tue, als daß ich die vorher klar umschriebenen, instinktiv befolgten Handlungen der Wirtschaftenden bezüglich ihres Stärkegrades zahlenmäßig zu erfassen suche, mit anderen Worten mein Maß auf ein wirkliches Geschehen zuschneide bzw. zurückführe, um auf diese Art dann die entstehenden Preisänderungen aus dem Preiskampfe numerisch abzuleiten.

Zu diesem Erfolg führte mich das von mir abgeleitete Tauschwertgesetz, das ich im Jahre 1917 entdeckt habe. Das Gesetz zeigt die rationalen Veränderungen der Wertschätzungen an, wenn aus dem Vorrat des Wirtschaftenden ein Teil verlorengeht oder der Vorrat einen Zuwachs erfährt, beides Erscheinungen, die in Verbindung mit dem Kauf oder Tausch eintreten. Nach meinen letzten Untersuchungen zeigt das Gesetz die konkrete Lösung des ersten und dritten Gossenschen Gesetzes bei virtuellen Verschiebungen; aber nur unter diesen Bedingungen, weil es dann eine jede Diskontinuität in der Begehungsänderung ausschließt.

Werte als Veränderungen werden daher so gemessen, daß die Veränderungen des irrationalen Geschehens — das ja die Wirtschaft kennzeichnet — auf die Veränderungen des rationalen Geschehens bezogen werden, immer mit der Absicht verbunden, den Nutzen als eine konkrete Differenz zwischen Preis- und Wertschätzungsänderungen zu bestimmen.

Ich bin heute in der Lage, ein jedes vernünftig gestelltes werttheoretisches Problem zu lösen. Die von mir abgeleiteten Preisgesetze des Tausches lassen sich ohne weiteres auch auf die Kaufgeschäfte anwenden.

Diese Wertmessung führt auf Umwegen zu einer konkreten Lösung der Quantitätstheorie. Das ist ein praktisches Ergebnis der Wertlehre. Aber dieselbe Wertmessung verifiziert auch eine ganz große Anzahl von Behauptungen der prominentesten Vertreter der Grenznutzentheorie. Ich sehe hier den Weg, die Wertlehre weiterzuentwickeln und die Möglichkeit, eine aufbauende Wissenschaft zu betreiben. Der Nutzen, wie ich ihn darstelle, ist keine Seifenblase mehr, die zerplatzt, weil er konkret definiert und als Veränderungsgröße gemessen wird. Sofern in diesem Sinne alle Wirtschaftenden nach Nutzen streben, kann die Wertlehre nicht vermißt werden; ich behaupte sogar, es gibt eine „Messende Wertlehre“.

(Beifall.)

Privatdozent Dr. **Mackenroth** (Halle):

Meine Damen und Herren! Als ich mich in die Rednerliste eintragen ließ, da tat ich das in der Erwartung, an einer Auseinandersetzung über die prinzipiellen Fragen der Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit der subjektiven Wertlehre teilnehmen zu können. So wenigstens habe ich — wie ich aus den Bemerkungen zur Geschäftsordnung feststellen konnte, in Übereinstimmung mit den Herren v. Mises und v. Hayek — die Problemstellung der heutigen Diskussion verstanden.

Mir scheint nun, daß von den bisherigen Rednern keiner einen wirklich zentralen Angriff gegen die subjektive Wertlehre als Ganzes gerichtet hat, und daß die Diskussion — wenigstens was die zentralen Fragen der Wertlehre angeht — in Gefahr ist, an der Einigkeit darüber zu ersterben. Wenn ich es im folgenden dennoch wage, einen gegensätzlichen Standpunkt zu vertreten gegenüber Männern, die ihr Lebenswerk der ökonomischen Theorie und der subjektiven Wertlehre gewidmet haben, so bitte ich, mir das nicht als Unbescheidenheit anzurechnen, selbst dann nicht, wenn ich meine Formulierungen absichtlich etwas überspitze. Sie werden mir zugeben, daß es keine leichte, vielleicht nicht einmal eine dankbare Aufgabe ist, in diesem Kreise die Rolle von His Majestys Opposition zu übernehmen. Ich glaube dennoch, es unserer gemeinsamen Sache schuldig zu sein, der Sache der Wissenschaft nämlich. Ich vertrete meinen Standpunkt heute vor Ihnen, um Sie wenigstens davon zu überzeugen, daß auf der Gegenseite, d. h. bei denen, die die subjektive Wertlehre ablehnen, das gleiche wissenschaftliche Pathos steht. Dummköpfe mögen wir sein, daß wir die Argumente, die für die subjektive Wertlehre sprechen, nicht

5*

sehen. Sie sollen wenigstens nicht glauben, daß wir Dummköpfe aus Überzeugung sind, d. h. daß wir den unbedingten Primat von Logik und Erfahrungswissenschaft in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen ablehnen und es vermeiden, uns einem wissenschaftlichen Argument zu stellen. In der Tat: wenn die subjektive Wertlehre logisch und erkenntnistheoretisch haltbar ist, dann läßt sie sich nicht durch eine Rassentheorie widerlegen, und Sie werden mir jedenfalls nicht vorwerfen können, daß meine Argumente darauf oder auf irgendwelche aprioristisch-metaphysischen Prinzipien rekurrieren.

Ich möchte nun nur noch eines einleitend bemerken: ich bitte, mich nicht schulenmäßig abzustempeln. Ich bekenne gern und freudig, daß ich zu meiner Stellungnahme durch die Arbeiten von Prof. Cassel angeregt und darin durch meinen persönlichen Kontakt mit der jüngeren schwedischen Nationalökonomie gefestigt bin. Aber ich identifiziere mich durchaus nicht mit Cassels Argumenten gegen die subjektive Wertlehre.

Und damit komme ich zur Sache selbst. Dozent Morgenstern beginnt seinen Aufsatz über die drei Grundtypen der Theorie des subjektiven Wertes, der den vorbereitenden Schriftenband einleitet, mit der Fragestellung: „wozu?“ und „wofür?“ Wenn ich meine Übereinstimmung mit dieser Fragestellung erkläre, so tue ich das nicht nur, weil sich das am Beginne einer kritischen Auseinandersetzung immer gut macht, sondern aus voller Überzeugung. Das ist in der Tat die Fragestellung, von der wir vernünftigerweise allein ausgehen können. Und ich gehe noch weiter und bekenne mich auch zu der Antwort, die Dozent Morgenstern gibt: Preise erklären helfen. Die Preislehre scheint auch mir das zentrale Problem unserer Wissenschaft überhaupt. Wenn Prof. Amonn in seinen Ausführungen zwei Wertbegriffe unterschied, von denen sich der erste mit den objektiven Austauschverhältnissen der Güter befaßt, so stimme ich ihm ohne weiteres zu, daß an der zentralen Position dieses Problems in unserer Wissenschaft nicht gezweifelt werden kann. Alle meine Ausführungen beziehen sich nur auf jenen zweiten Wertbegriff, den man zur „Erklärung“ jenes ersteren heranzieht. Wenn er das wirklich leistet, was Dozent Morgenstern ihm zuspricht: Preise erklären helfen, dann ist er allerdings in unserer Wissenschaft zentral und unentbehrlich.

Gestatten Sie mir nun zunächst einen kleinen historischen Exkurs. Die Antwort auf die Frage „wozu?“ und „wofür?“, die Herr Dozent Morgenstern gibt, und der wir zugestimmt haben, ist ja nicht immer die Antwort der Wertlehre auf jene Fragestellung gewesen. Man sagt ja schon fast eine Platitüde, wenn man darauf hinweist, daß der für die ganze subjektive Wertlehre zentrale Nutzenbegriff aus dem Milieu der utili-

taristischen Gesellschaftsphilosophie stammt, in der er eine ganz andere Funktion hatte:

(Widerspruch.)

Ich sage gar nicht, daß der Nutzenbegriff der subjektiven Wertlehre in ihrer gegenwärtigen Formulierung damit noch viel gemein hat, er ist natürlich entwickelt worden. Es handelt sich hier nur um eine Übernahme des Wortsymbols, die aber doch manche Konsequenz hat.

Der Utilitarismus macht ja den Versuch, das soziale Sollen aus der Erfahrung abzuleiten. Als Erfahrungsdaten wollte er dazu die individuellen psychologischen Nutzengrößen verwenden, die zunächst zu individuellen Summen und danach zu einer sozialen Summe, dem „Allgemeinwohl“, dem „allgemeinen Besten“ usw. zusammengestellt werden sollten. Aus diesem ins Soziale ausgeweiteten Nutzenkalkül glaubte man dann Grundsätze rationeller Politik ableiten zu können. Rationell war alle Politik, wenn sie diese soziale Nutzensumme, dieses „Allgemeinwohl“, günstig beeinflusste.

Diese gesellschaftsphilosophische Position ist heute natürlich aufgegeben. Man glaubt heute im allgemeinen nicht mehr an die Möglichkeit, Grundsätze rationeller Politik wissenschaftlich zu gewinnen. Man bekennt sich in sozialen Dingen zu einem Wertrelativismus im Sinne eines ethischen Relativismus. Man kann sich ja nicht genug darin tun, Distanz zum Utilitarismus zu markieren. Man gewinnt auch tatsächlich Distanz, wenn man, wie Dozent Morgenstern das tut, den Nutzenbegriff einfach für eine Kategorie der einfachen Wirtschaft erklärt und jedes soziale Nutzenkalkül ablehnt. Wenn und solange man das tut, kann man nicht zu rationeller Politik kommen. Ich betone also nochmals: was ich jetzt unmittelbar vorbringe, ist kein logischer Einwand gegen die subjektive Wertlehre in der Gestalt, die sie bei einem so versierten Theoretiker wie etwa Dozent Morgenstern annimmt.

Es ist in der Diskussion immer wieder gesagt worden, daß der subjektiven Wertlehre zu Unrecht der Vorwurf gemacht wird, eine Apologie der bürgerlichen Gesellschaft, die Wertlehre des Kapitalismus usw. zu sein. Und darin hat man ja recht: ein logischer Einwand kann daraus gegen die entwickelte Form der subjektiven Wertlehre nicht hergeleitet werden. Und doch hat die Sache einen Haken.

Ich knüpfe an die gestrige Diskussion über die Frage Autarkie oder Freihandel an und bitte Sie, sich die Diskussionsreden der Herren Dr. Schlesinger und Dr. Veit ins Gedächtnis zurückzurufen, die ja beide besonders „theoretische“ Gesichtspunkte in den Vordergrund gestellt wissen wollten. Sie taten das in dem Sinne, daß sie als selbstverständlich unterstellten, daß die Freihandelslehre als wirtschaftspolitisches Optimum

wissenschaftlich beweisbar und bewiesen sei. Bitte bedenken Sie nur, wo wir ständen, wenn das möglich wäre: dann wäre wirklich eine Form rationaler Politik wissenschaftlich beweisbar, dann wären wir schließlich gar nicht so weit von der Position des Utilitarismus entfernt. Einschränkungen allgemeinen Charakters für „außerwirtschaftliche“ Faktoren usw. spielen dabei keine Rolle. Es handelt sich hier um die Denkstruktur, die die Nationalökonomie von der reinen Analyse auf die Deduktion eines Optimalverhaltens — gleichgültig unter welchen einschränkenden Voraussetzungen — abdrängt. Ich kann hier nicht im einzelnen nachweisen, wo die Denkfehler liegen, will nur andeuten, daß sie in allerhand obskuren logischen Prozeduren liegen, deren gewöhnlichste die ist, daß man scheinbar eine politische Wertprämisse einführt, z. B. „maximales Volkseinkommen“, die aber so allgemeinen und unbestimmten Charakters ist, daß sie gar nicht für konkrete Wertsetzungen der Wirtschaftler steht. Sie ist im wesentlichen nichts anderes als ein gefühlsbetonter Verbalismus, der bei allen wohlmeinenden und anständigen Menschen die Auffassung aufkommen läßt, daß man sich eigentlich darauf einigen könnte — ganz die Funktion, die der Begriff des „Allgemeinwohls“ im Utilitarismus hat. Sobald man etwa mit einer mathematisch-statistischen Definition des „Volkseinkommens“ Ernst machen wollte, würde man ihre Willkürlichkeit erkennen, der Begriff würde seine Selbstverständlichkeit und Allgemeingültigkeit als Wertprämisse verlieren — denn die Interessengegensätze der sozialen Klassen lassen sich ja nicht mit Hilfe irgendwelcher Begriffsmystik aus der Welt schaffen — und generelle Aussagen über seine Veränderungen im Gefolge eines „Eingriffs“ oder gar über sein Maximieren würden wahrscheinlich ebenso unmöglich werden.

Der damit ganz flüchtig skizzierten Denkstruktur liegt eben die Auffassung zugrunde, daß wir der Forderung des sozialen Wertrelativismus schon damit Genüge tun, daß wir die Imperative aus unserer Diktion streichen. Wenn das der Sinn des wertrelativistischen Einwandes gegen die Ableitung rationaler Politik wäre, dann könnte er getrost unbeachtet bleiben. Aber es handelt sich eben nicht darum, die Werturteile aus unserer Wissenschaft zu verbannen, die jedes Kind als solche erkennt. Die Krux unserer Wissenschaft ist eben dies: die Deduktion rationaler Politik erfolgt überall und allenthalben in der felsenfesten Überzeugung von ihrer Rationalität und wissenschaftlichen Objektivität, d. h. sie kleidet sich grammatisch gesehen in die Form analytischer Urteile. Wenn man hier mit dem Wertrelativismus Ernst machen will, so ist eben eine Begriffskritik vonnöten, eine Kritik der Begriffe, mit denen man zu solchen Urteilen kommt und die das politische Werturteil schon enthalten.

Doch wozu diese Ausführungen in einer Auseinandersetzung über die subjektive Wertlehre, werden Sie fragen. Ich sagte ja, daß ich sie nicht als logischen Einwand gegen die subjektive Wertlehre meine. Ich glaube aber, einen psychologischen Zusammenhang zu sehen. Die subjektive Wertlehre stellt meines Erachtens das wichtigste begriffliche Instrument dar, das Gedankensprünge der gekennzeichneten Art nahelegt. Wenn man behauptet, daß die Arbeit des Forschers in seinem emotionalen Attitüdenhintergrund eine „subjektive Fehlerquelle“ hat, so gibt es sicher auch eine Art „objektiver Fehlerquelle“ in dem logischen Apparat, dessen er sich bedient. Die subjektive Wertlehre ist nun nach dem Gedankenmilieu ihrer Entstehungszeit von der Struktur, daß sie immer wieder den Fehlschluß nahelegt, mit irgendwelcher Begriffsmystik das individuelle Nutzenkalkül ins Soziale auszuweiten und von der Faktizität der Interessengegensätze in der Gesellschaft zu abstrahieren. Und wir brauchen ja nur auf die einleitenden Ausführungen des heutigen Herrn Referenten, seine beiden Aufsätze im vorliegenden Schriftenbände und seine sonstige schriftstellerische Tätigkeit zu verweisen, um — bei allem schuldigen Respekt vor den rein wissenschaftlichen Leistungen des Herrn v. Mises — die Personalunion von subjektiver Wertlehre und Deduktion rationeller Politik zu exemplifizieren. Daß Herr v. Mises den Liberalismus für die Form rationeller Politik hält, die sich wissenschaftlich beweisen läßt, ist zwar sicher ebenfalls charakteristisch, aber von dem hier in erster Linie interessierenden Gesichtspunkt aus zufällig, wo es uns nur ankommt auf den Zusammenhang zwischen theoretischem Apparat und einer gewissen Denkstruktur in wirtschaftspolitischen Fragen, die auf Deduktion rationeller Politik überhaupt hinausläuft.

Wenn wir damit die verhängnisvolle Rolle der subjektiven Wertlehre in der wirtschaftspolitischen Diskussion aufgezeigt zu haben glauben, so ist doch zuzugeben — was wir schon oben zugegeben haben —, daß damit die subjektive Wertlehre noch in keiner Weise getroffen ist. Die logischen Fehler, die wir ausgedeutet haben, liegen hinter der subjektiven Wertlehre und stehen mit ihr nur in einem psychologischen Zusammenhang. Der subjektiven Wertlehre selbst geben wir gern zu, daß sie im Wertsinne indifferent und nur formalen Charakters ist. Unsere ferneren Ausführungen wenden sich nun unmittelbar zur Kritik der subjektiven Wertlehre selbst und gehen zu diesem Zwecke wieder auf den Artikel von Dozent Morgenstern zurück.

Dozent Morgenstern schneidet jede Ausweitung des Nutzenbegriffs ins Soziale schon dadurch ab, daß er ihn für eine Kategorie der einfachen Wirtschaft erklärt. Man entkleidet damit den Nutzenbegriff seiner so-

zialen Relevanz, er wird lediglich zu einer psychologischen Größe. Einem weiteren Einwand begegnet man noch damit, daß man ihn darüber hinaus noch des Charakters einer Größe im mathematischen Sinne entkleidet. Er ist lediglich Intensität, sagt man. Aber er ist doch ein Faktum, das sozial und preisbildungsmaßig wirksam wird, nämlich über das Wahlhandeln der Wirtschaftssubjekte, das die unmittelbare Ursache der Preisbildungsvorgänge ist. So ist doch über das Wahlhandeln der Nutzen die mittelbare Ursache der Preise.

Aus unserer Kritik fällt nun nach dem, was wir schon oben sagten, derjenige Teil der damit behaupteten Kausalkette, der zwischen Wahlhandeln und Preisen liegt, vollkommen heraus. Das ist die Domäne der Preistheorie, die mit der subjektiven Wertlehre nur dann etwas zu tun hat, wenn letztere eine befriedigende Erklärung des wirtschaftsindividuellen Verhaltens ist, aber von ihr vollkommen abgekoppelt werden kann, wenn das nicht der Fall ist. Unsere Auseinandersetzung spitzt sich also zu auf die Frage: ist die subjektive Wertlehre eine hinreichende Erklärung des wirtschaftsindividuellen Verhaltens?

Da möchte ich nun gleich zwei Varianten der subjektiven Wertlehre unterscheiden, die eine mit, die andere ohne psychologischen Gehalt.

Alle älteren Formen der subjektiven Wertlehre sind nun zweifellos als solche mit psychologischem Inhalt aufgebaut. Auch wenn sie ihren Nutzenbegriff nicht ins Soziale ausweiten: wenigstens intraindividuell soll es so etwas geben wie eine Nutzenrechnung. Das Individuum handelt ebenso, daß etwas maximiert, was Nutzen genannt wird.

Eine solche psychologische Erklärung stellt also ab, wie man erkennt, auf die zweckrationalistischen „Motive“, die dem Subjekt als „Gründe“ seines Handelns erscheinen, hat also den Charakter einer Assoziationspsychologie, mit der ja mindestens der doktringeschichtliche Zusammenhang nicht geleugnet werden kann.

Auf eine Charakterisierung oder gar Kritik der Assoziationspsychologie können wir uns hier nicht einlassen. Es ist das auch gar nicht nötig, es genügt, darauf hinzuweisen, daß die Fachpsychologie heute, wie sehr sie auch sonst in „Schulen“ gespalten ist, doch in allen ihren Richtungen wenigstens das gemeinsam hat, daß sie von der Assoziationspsychologie und ihrer ganzen Fragestellung mehr und mehr abzurücken tendiert.

Wie reagiert darauf die Nationalökonomie? Als die Assoziationspsychologie wissenschaftlich suspekt wurde, fühlte man auch in der Nationalökonomie das Bedürfnis, von ihr abzurücken. Man tat das zunächst durch allerlei Erklärungen gegen den „Hedonismus“. Schließlich machte man aber auch mit dem Abrücken von der Psychologie Ernst. Ich muß mich hier darauf beschränken, nur das Endergebnis dieses Prozesses zu schil-

dern: man entkleidete die „psychologische Erklärung“ des Verhaltens allen psychologischen Inhalts, indem man das Psychologische im Akte des Handelns tautologisch formulierte. Man sagte: wir wollen uns nicht mit psychologischen Subtilitäten belasten, wir gehen vom Wahlhandeln aus, wie es ist: each individual acts as he desires.

Ich lasse nun zunächst dahingestellt, wieweit dieser Ausgangspunkt im Wahlhandeln selbst für die Preislehre fruchtbar ist. Wenn man ihn aber wählt, dann kann man nichts Psychologisches am Akte des Wahlhandeln mehr erklären wollen. Der Zweck der Prozedur kann doch nur sein, sich am Psychologischen zu desinteressieren, und nur um das Wahlhandeln psychologisch zu erklären, war doch die subjektive Wertlehre aufgebaut. Wenn man darauf jetzt verzichtet, muß man auch die subjektive Wertlehre aufgeben. Denn was soll sie noch sein, wenn keine psychologische Erklärung des Verhaltens? Eine psychologische Erklärung ohne psychologischen Inhalt? Denn Inhalt kann sie nicht haben, wenn man sie tautologisch formuliert, so daß keine Ausnahme denkbar ist. Wenn jedes menschliche Verhalten als ein Handeln nach dem Nutzenprinzip gedeutet wird, dann kann in dieser Aussage doch wohl keine Erklärung dieses Verhaltens gesehen werden. Das ist doch nur möglich, solange der Nutzen unabhängig vom Wahlhandeln psychologisch oder die Rationalität des Handelns objektiv definiert werden. Wenn die Assoziationspsychologie zweifelhaft geworden ist, weil es fraglich geworden ist, wieweit es Assoziationen überhaupt gibt, so kann man das doch nicht dadurch heilen, daß man den Begriff davon, „Nutzen“, beibehält, ihn aber nun am Wahlhandeln selbst definiert, denn dadurch verliert man die Möglichkeit, das Wahlhandeln aus dem Nutzen zu erklären, und das Ganze wird ein logischer Zirkel.

Eine für diesen Fall noch aufrechterhaltene subjektive Wertlehre wird zu einer rein formalistischen, mathematisch verbrämten Begriffsspielerei! Dies kann man z. B. bei Irving Fisher in seinen „Mathematical Investigations“ recht schön nachlesen. Ich stimme Herrn Schams durchaus darin zu, daß man die mathematische Methode und die Marginalanalyse vernünftigerweise nicht kritisieren kann, weil sie allgemeine Gültigkeit hat. Ich halte es für bedauerenswert, daß die subjektive Wertlehre bisher immer nur von Nichtmathematikern kritisiert worden ist, die sich in ihrer instinktiven Abneigung dagegen zum Teil keinen anderen Rat wußten, als gegen die mathematische Methode zu polemisieren. Die Mathematik, die der ökonomischen Theorie bis heute einverleibt ist, ist wirklich von der simpelsten Art. Wenn man gegen die Verwendung der mathematischen Methode an sich polemisiert und meint, damit die subjektive Wertlehre zu treffen, so manövriert man diese vielmehr in die günstigste Position.

Denn sie kann sich nun aufwerfen zum Anwalt der Logik und des exakten Denkens in mathematischen Formen. Das, was wirklich zu kritisieren möglich ist, entgeht aber dadurch der wohlverdienten Kritik: die ganze tautologische Psychologie in den Denkansätzen, in den Begriffen, für die die mathematischen Symbole gesetzt werden.

Als ein literarisches Beispiel nannte ich ja schon Irving Fishers „Mathematical Investigations“. Hier ist die Flucht aus der Psychologie wirklich zu Ende durchgeführt, und das Ganze ist zum formalistischen Begriffsspiel geworden. Die österreichische Schule ist noch nicht so weit. Sie befindet sich in einem Dilemma: einerseits fühlt man, daß man keine brauchbare psychologische Basis hat, denn die Provenienz aus der Assoziationspsychologie macht schon suspekt. Man fühlt also ebenfalls das Bedürfnis, von der Psychologie abzurücken. Herr v. Mises hat es in seinem einleitenden Referat ja ganz klar gesagt, daß die subjektive Wertlehre überhaupt keine Psychologie treibt, sondern vom Wahlhandeln ausgeht. Er nimmt damit für die österreichische Schule die gleichen Denkansätze in Anspruch, wie sie Irving Fisher hat. Und doch kommt die österreichische Schule nicht los von der Psychologie. Man kann das sehr schön in dem Aufsatz von Dozent Morgenstern nachlesen (S. 32): „... so viel steht fest, daß die eigenproduzierte psychologische Basis der Österreicher frei ist von jeglicher Bindung an jedwede Psychologenschule... Insbesondere ist klar ersichtlich, daß die ‚Nutzenrechnung‘ (die man genau so gut ‚ α -Rechnung‘ oder ‚ β -Rechnung‘ oder sonst irgendwie nennen könnte, ohne an der Sache irgend etwas zu verändern...), nicht das mindeste mit dem Utilitarismus Benthamscher oder sonst einer Schattierung zu tun hat... Es genügt, was auch tatsächlich geschehen ist, die Voraussetzungen in neutraler Sprache zu formulieren (also ohne die Worte ‚Lust‘, ‚Lustmaximum‘ usw.), um auch nach außen hin einen derartigen Anschein der Gleichförmigkeit zu vermeiden.“

Ich möchte angesichts dessen nur fragen: was ist eigentlich die ganze Nutzenrechnung? Ist sie Psychologie oder ist sie keine? Denn auch eine „eigenproduzierte psychologische Basis“ ist ja schließlich Psychologie, und das Urteil über eine solche müßte ja eigentlich den Fachpsychologen zustehen. Nun, das Morgensternsche Zitat ist einfach ein Ausdruck für das Bedürfnis, sich von der Assoziationspsychologie zu separieren. Es zeigt nur, daß man nicht erkennt, was eigentlich zu kritisieren möglich ist. Man hat so das allgemeine Gefühl: der Utilitarismus ist etwas, von dem es sich empfiehlt, abzurücken, er ist eine Art Welt- und Lebensanschauung, die anständige Menschen abzulehnen haben und die obendrein wissenschaftlich widerlegt ist. Der Utilitarismus enthält aber eine ganz bestimmte Psychologie, und wo man in der subjektiven Wertlehre österreichischer

Prägung irgend etwas Konkretes sagt, da treibt man natürlich doch auch Psychologie. Schon die grundlegende Behauptung, daß das Individuum gemäß einer Nutzenrechnung handelt, daß es so etwas überhaupt gibt, involviert eine psychologische Theorie. Und die ganze Theorie des Vorziehens nach dem Grenznutzenprinzip, die Dozent Morgenstern entwickelt, ist, wenn sie nicht tautologisch ist, psychologische Theorie und trotz aller verbalistischen Ablehnung eine psychologische Theorie von der Art der alten Assoziationspsychologie. Im Gegensatz zu Dozent Morgenstern möchte ich doch die Auffassung vertreten, daß sich durch eine Auswechslung von Termen keine begriffliche Distanzierung gewinnen läßt. Ob man sagt Lustrechnung oder Nutzen- oder α - oder β -Rechnung, das ist wirklich vollkommen gleichgültig. Es kommt doch wohl auf Begriffe und Vorstellungen an und nicht auf die Wortsymbole. Allen diesen „Rechnungen“ ist aber die Vorstellung gemeinsam, daß es überhaupt so etwas gibt wie ein rationalistisches Kalkül beim Wahlhandeln, und daß diese Motivassoziationen nicht nur ein gelegentliches und kausaltheoretisch ganz unbezeichnendes Akzidens des Verhaltens, sondern wirklich seine causa im kausaltheoretischen Sinne sind, wenn nicht allgemein, so doch wenigstens im statistischen Durchschnitt der Wirklichkeit. Nur wenn und soweit das psychologisch richtige Erkenntnis ist, ist die subjektive Wertlehre begrifflich überhaupt vollziehbar.

Es unterliegt aber heute kaum noch einem Zweifel, daß das nicht psychologisch richtige Erkenntnis ist. Darin sind sich ja alle Psychologenschulen mehr und mehr einig, wie sehr sie sich auch sonst streiten, daß die alte Assoziationspsychologie als „Erklärung“ menschlichen Verhaltens nicht haltbar ist. Vom Standpunkte der wissenschaftlich-kritisch arbeitenden Psychologie stellt sie sich eben einfach dar als das Ergebnis einer populären Introspektion. „... wie jeder an sich selbst feststellen kann“, lautet ja der übliche Nachsatz, mit dem man die Faktizität der Nutzenrechnung glaubhaft machen will. Der für die alte Assoziationslehre zentrale Vorgang der rationalistischen Motivation des Wahlhandelns stellt sich im Lichte wissenschaftlich-kritisch arbeitender Psychologie aber lediglich dar als ein Beiprodukt unserer motivschaffenden Intelligenz, als eine intellektualistische Rationalisierung sehr viel tiefer liegender realpsychologischer Vorgänge. Diese aber, die eigentlichen psychologischen Daten des Verhaltens, werden von jenen rationalistischen Scheinmotivationen nur überdeckt. Wenn sie sich auch sonst streiten, in der Ablehnung solcher populär-introspektiven Rationalisierung als Erkenntnisquelle sind sich alle Psychologenschulen doch heute mehr oder weniger einig.

Wenn Sie nun die Frage an mich richten, ob ich meine, daß der Nationalökonomie psychologische Erkenntniselemente eingebaut werden sollen oder nicht, so möchte ich das für eine reine Zweckmäßigkeitfrage erklären. Ich halte es für möglich, daß wir mit einer rein behavioristischen Registrierung des Verhaltens in der Preislehre schon recht weit kommen. Dann würde ich ungefähr die Stellung des Herrn Zeisl einnehmen, der in seinem Artikel davon spricht, daß alle unsere „Gesetze“ statistischer Natur sein sollen, etwa von der Art wie beim Schweinezyklus, um bei seinem Beispiel zu bleiben.

Wenn aber einer aufsteht und sagt, das genügt ihm nicht, er will hinter das Wahlhandeln zurückgehen und seiner psychologischen Verursachung nachgehen, so stehe ich nicht an, zuzugeben, daß das höchst interessante Probleme sind. Es ist auch gleichgültig, im Rahmen welcher Wissenschaft man an diese Probleme herangeht, wesentlich ist nur, daß man sich ihnen in solcher Weise nähert, daß man zu wirklichen Erkenntnissen kommt und nicht zu Scheinerkenntnissen, die von den Vertretern der Fachwissenschaft mit ein paar Worten zu kritisieren sind. Ich meine, wir können in der Nationalökonomie gar nicht genug Psychologie treiben, denn überall in unserer Problembehandlung stoßen wir auf realpsychologische Fragestellungen. Aber so wie die subjektive Wertlehre mit ihren aus populärer Introspektion gewonnenen Nutzenbegriffen kann der psychologische Gehalt der Nationalökonomie unmöglich aussehen.

Man wird nun einwenden: gut und schön, aber die Fachwissenschaft liefert uns ja keine systematische psychologische Basis, sie ist in Schulen gespalten, und es herrscht eine heillose Verwirrung. Nun wohl, wenn dem so ist, so habe ich trotz allem einigen Verdacht gegen „eigenproduzierte psychologische Basen“, die nun ohne jeden Kontakt mit der Fachwissenschaft aufgebaut sind. So viel müssen wir wenigstens fordern, daß die Psychologie, die wir in die Nationalökonomie hineinbringen, nicht im Widerspruch zur Fachwissenschaft steht. Außerdem ist es ja gar nicht so, daß die Psychologie nun gar nichts an Erkenntnis böte. Wenn Dozent Morgenstern gewissen Kritikern der subjektiven Wertlehre entgegenhält, sie müßten „anscheinend gesondert gebeten werden, den wirklich letzten Stand dieser Theorie als Angriffsobjekt zu wählen“, ein Vorwurf, der auch heute in der Diskussion häufig gehört wurde, so will ich ja nicht die Richtigkeit dieses Vorwurfs generell abstreiten, möchte aber in aller Bescheidenheit darauf aufmerksam machen, daß man doch eigentlich auch verpflichtet ist, sich mit dem neuesten Stande der Fachpsychologie einigermaßen vertraut zu machen, ehe man eine „eigenproduzierte psychologische Basis“ präsentiert.

Eines geben wir allerdings sogleich zu: eine systematische Basis gibt uns die Fachpsychologie nicht. Hier stoßen wir nun auf ein wissenschaftlich höchst interessantes Phänomen, nämlich auf den Glauben, daß unsere Erkenntnis auf irgendeinem Gebiete eine Form haben müsse, die den Bedürfnissen unserer reflektierenden Intelligenz nach Systematik Genüge tut. Dieser Glaube scheint mir in der Tat ein Erbe aus der Zeit der moralmetaphysischen Systeme zu sein. Deren überzeugende psychologische Kraft, wie die aller aprioristischen Konstruktionen, liegt ja gerade in dem systematischen Charakter, liegt gerade darin, daß sie einen systematischen Rahmen geben für alles Wissen und Wollen zugleich. Dies ist doch das Schema aller metaphysischen Systeme: man hat eine selbstevidente aprioristische Konstruktion von allumfassendem, systematischem Charakter, ihre „Anwendung“ auf empirische Einzelfälle erbringt einen Fundus von Scheinwissen, den man dann als empirische Erkenntnis nimmt, während er in Wahrheit nur eine Deutung des empirischen Tatsachenmaterials im Sinne der aprioristischen Konstruktion ist. Aber das „Stimmen“ dieses Scheinwissens mit dem aprioristischen System löst subjektive Befriedigung aus.

Keine einzige moderne Erfahrungswissenschaft hat systematischen Charakter in diesem Sinne. Unser Wissen ist schon deshalb lückenhaft, weil unser Erkenntnismaterial und die Mittel zu seiner Beobachtung beschränkt und lückenhaft sind. Im Nutzenbegriff und dem ganzen darauf aufgebauten Begriffssystem der subjektiven Wertlehre täuscht man sich ein systematisches Wissen vor, was man nur tun kann um den Preis der vollkommenen erfahrungswissenschaftlichen Inhaltslosigkeit des ganzen Systems. Was sagt uns denn die Nutzenformel? Psychologische Erkenntnis ist sie nicht. Was für Erkenntnis ist sie denn eigentlich? Nun, sie ist gar keine Erkenntnis, sie ist eine Formel, ein Verbalismus. Daß sie heute allgemein anerkannt wird, ist kein logisches Argument, sondern ein psychologisches Phänomen, das zu erklären ist aus der formalistischen Struktur unseres unkritischen Denkens.

Es besteht hier eine gewisse Parallele zur volitiven Sphäre des Seelenlebens. Wenn sich in einer Wahlversammlung jemand hinstellt und unter Beifall verkündet: „Volksgenossen und Volksgenossinnen, was wir eigentlich wollen, ist die parlamentarisch-proletarisch-demokratische Volksdiktatur!“, so sind wir natürlich alle kritisch dagegen. Wir glauben einfach nicht, daß damit überhaupt inhaltlich etwas gesagt, ein begreifbares Wollen ausgedrückt ist, auch wenn der Redner und sein ganzes Auditorium nach Hause gehen in der felsenfesten Überzeugung, nun exakt gesagt zu haben, was sie wollen. Wir sind kritisch und meinen, daß sie nur eine Reihe von emotionalen Spannungen mit Hilfe einer in die Form eines

Urteils gekleideten Verbalformel gelöst haben, die aber bezüglich ihres begrifflichen Inhalts völlig leer ist.

Diese Struktur unseres Denkens besteht nun bis zu einem gewissen Grade — Vergleiche hinken immer — auch in der Erkenntnisphäre; es ist dringend angebracht, kritisch dagegen zu sein und darauf zu achten, daß wir uns unsere Erkenntnisbedürfnisse nicht auch mit einer Verbalformel abreagieren. Ganz besonders ansprechend wirkt eine solche Formel auf unser Gemüt dann, wenn ein ganzes Begriffssystem in formal-logischer Geschlossenheit darauf aufgebaut ist. Denn das geben wir ohne weiteres zu: logisch geschlossen ist das System der subjektiven Wertlehre. Man kritisiert es nicht, indem man Einzelargumente herausgreift. Man kritisiert es ferner nicht, wenn man an Stelle der einen Formel nur eine andere setzt. Darin gebe ich wieder Dozent Morgenstern recht, daß es sinnlos ist, den Nutzen- oder Wertbegriff zu kritisieren, nur um eine andere Verbalformel an seine Stelle zu setzen (S. 5). Es gibt nur einen Punkt, an dem die Kritik sinnvoll ansetzen kann, der allerdings ist zentral genug: der Nutzenbegriff ist ein solcher, dem in der Welt des Erfahrbaren nichts entspricht, er ist eine rationalistische Konstruktion. Dasselbe gilt dann von jedem Wortsymbol oder mathematischen Symbol, das im gleichen Sinne gebraucht wird. Damit entfallen dann auch alle abgeleiteten Begriffe wie Grenznutzen usw. Die österreichische Schule hat manches harte Wort für die Staats- und Kollektivspekulationen vom Typ Othmar Spanns, aber Spekulation bleibt Spekulation, und wenn sie sich in noch so rationalistisch-individualistische Formen kleidet.

Meine Damen und Herren, ich weiß, was man mir entgegenhalten wird. Man wird sagen, diese Kritik sei negativ, sei destruktiv, sei philosophisch, und das Wort philosophisch hat ja im Laufe der Zeit zum Teil mit Recht einen üblen Beigeschmack in unserer Wissenschaft bekommen. Man hat ja immer wieder den Versuch gemacht, einer so unfertigen Wissenschaft wie der unseren von außen her philosophische „Systeme“ dieser oder jener Art aufzuzwingen. Ich bitte Sie nur zu bedenken, daß es auch eine moderne Richtung der Philosophie gibt, die es als ihre Hauptaufgabe ansieht, nicht Systeme zu bauen, sondern Systeme zu kritisieren, wobei sie von der Überzeugung ausgeht, daß solche Systeme immer common-sense-Elemente spekulativer Natur enthalten, die letztlich aus jener charakterisierten formalistischen Struktur unseres Denkens entstammen.

Ich nehme einen weiteren Einwand vorweg. Man wird sagen, wir sollen nicht solche Haarspaltereien treiben, wir sollen vernünftig sein, der „man in the street“ verwendet doch den Nutzenbegriff, warum sollen wir ihn nicht verwenden, wir wollen ja gar nicht so sehr viel mehr damit sagen

als der gemeine Sprachgebrauch. Natürlich fällt es mir nicht ein, dem „Nutzen“ oder „Wert“ im täglichen Sprachgebrauch jeden Vorstellungsinhalt abzusprechen. Natürlich verbindet man damit Vorstellungen. Dabei handelt es sich aber um psychologische Kategorien, und Vorstellungen unterliegen ja nicht dem Kriterium der Erfahrbarkeit bezüglich ihrer Gegenstände. Vorstellungen als solche sind natürlich immer psychologische Realitäten, sie sind als Vorstellungen immer faktisch, anders können sie gar nicht existent gedacht werden. Der Fehler liegt aber da, wo man meint, die Vorstellungsgegenstände für Realitäten nehmen zu sollen. Dafür besteht kein zwingender Grund, denn es gibt ja bekanntlich auch Vorstellungen von Dingen, die nicht erfahrbare Realität haben, die nicht existent sind, in welchem letzterem Falle man gewöhnlich von Phantasievorstellungen spricht. Die Vorstellungen vom Klabautermann oder von einem Zentauren sind psychische Realitäten, ihr Inhalt kann vielleicht beschrieben werden, aber deshalb ist der Vorstellungsgegenstand, der Klabautermann oder der Zentaur, noch lange nicht erfahrbare Wirklichkeit. Das common-sense-Element unseres Denkens liegt nun für unsere Wissenschaft darin, daß wir einer Gruppe nicht existenter Vorstellungsgegenstände (den Nutzenrechnungen) bei Reflexion ein Wahrheitsattribut beilegen und diesen Wahrheitscharakter der Vorstellungsgegenstände glauben ableiten zu können aus der Faktizität der Vorstellungen als solcher. Diese Geneigtheit, aus der unmittelbar erfahrbaren Evidenz der rationalisierenden Motivvorstellungen — die zwar sicher nicht so allgemein sind, wie die subjektive Wertlehre glauben machen möchte, aber vielleicht doch gelegentlich vorhanden — ein Existenzialurteil bezüglich der Vorstellungsgegenstände, zu denen „Nutzen“ gehört, abzuleiten, dieser erkenntnistheoretische Kurzschluß, diese psychologische Irradiation des Existenzialattributs von der Vorstellung auf den Vorstellungsgegenstand, das ist das common-sense-Element der subjektiven Wertlehre. Das gilt es aber gerade nicht zu übernehmen, sondern erkenntnistheoretisch zu kritisieren, und zwar gerade vom Standpunkt der Psychologie, die die Mittel dazu an die Hand gibt, indem sie dieses Ergebnis der Introspektion als fehlerhaft entlarvt.

Schließlich noch der Einwand, daß diese Kritik destruktiv sei, ein Einwand, den ich selbst dann nicht anerkennen würde, wenn er zutreffend wäre. Glücklicherweise ist er das aber nicht. Die subjektiven Werttheoretiker erweisen unserer Wissenschaft den denkbar schlechtesten Dienst, wenn sie ihre Konstruktionen zur Grundlage der wissenschaftlichen Nationalökonomie überhaupt erklären. Ich kann nicht nachdrücklich genug betonen, daß sich mein Argument nur gegen die subjektive Wertlehre richtet, nicht gegen die sonstigen wissenschaftlichen Leistungen

der Gelehrten, die sich zur subjektiven Wertlehre bekennen, selbst dann nicht, wenn sie glauben, daß die subjektive Wertlehre die Grundlage ihrer erfahrungswissenschaftlichen Forschung sei. Ich glaube das eben nicht. Ich glaube, daß hier eine Trennung möglich ist, daß z. B. die geld- und konjunkturtheoretischen Arbeiten der jüngeren österreichischen Schule, über deren wissenschaftlichen Wert auch nur ein Wort zu äußern gänzlich überflüssig ist, von aller subjektiven Wertlehre unabhängig gestellt werden können. Dasselbe gilt für den Großteil der modernen statistischen Forschungen über Nachfragekurven und ähnliches. Soweit solche Forschungen Elemente der subjektiven Wertlehre enthalten, ist diese meines Erachtens nicht Ausgangspunkt, sondern — seien wir doch ehrlich — eine ex post und oft unter mühsamen mathematischen Operationen auf das Erkenntnismaterial aufgepaßte Deutung, die besser wegblicke, ja die manchmal sogar zum Schaden der Forschung ihre wirklich wertvollen Ergebnisse verdunkelt.

Unsere Forschung gerade von diesem Scheinpsychologismus unabhängig zu machen, halte ich für die vordringlichste theoretische Aufgabe der Gegenwart. Die realpsychologischen Erkenntnisse, die wir unserer Forschung vernünftigerweise einbauen können, müssen anders aussehen als die scheinbar systematischen, in Wahrheit tautologischen oder begriffsformalistischen Lehren vom subjektiven Wert. Realpsychologische Erkenntniselemente werden immer unsystematisch bleiben müssen, denn es kann keine sozialpsychologischen Erkenntnisse von einigem Erklärungswert geben, die nun gleich für alle Menschen, zu allen Zeiten und an allen Orten gelten. Sie werden relativ-historischen Charakter wesentlich höherer Ordnung haben müssen. Und sie werden empirisch gewonnen sein müssen und nicht aus der reinen Logik deduziert, sie werden also etwa den Charakter der Ergebnisse moderner soziologischer und sozialpsychologischer Forschungen haben müssen.

Ich möchte nun nur noch abschließend sagen, was ich mir danach von dem neuerwachenden Interesse für ökonomische Theorie in Deutschland erhoffe, von dem so viel die Rede ist, von dem man aber heute und hier gegenüber der an und für sich sehr erfreulichen und anregenden Invasion ökonomischer Intelligenz aus Wien noch nicht viel gemerkt hat. Ich hoffe und werde an meinem bescheidenen Teile gern dazu beitragen, daß es sich nicht ins Schlepptau nehmen läßt von den Nutzenspekulationen der Österreicher oder von der utility-Metaphysik der Angelsachsen, die sich davon nicht wesentlich unterscheidet. Diese beiden Systeme, die auch als eines angesehen werden können, haben in der Tat in ihrer filigranen Durcharbeitung eine bestrickende Anziehungskraft auf den jungen, theoretisch interessierten Nationalökonom, wie ich an mir selbst erfahren

habe. Sie unbesehen zu übernehmen, davor glaube ich in erster Linie bewahrt zu sein durch den Kontakt mit den großen philosophisch-kritischen und erkenntnistheoretischen Traditionen des deutschen Kulturmilieus. Wenn mir beim heutigen Stande unserer Wissenschaft in ihren theoretischen Zweigen irgend etwas vonnöten erscheint, dann gerade, daß diese Erfahrungen der deutschen Theorie verwendet werden zu einer Kritik der in jenen scheinbar so geschlossenen Systemen enthaltenen Denkmystik, die etwas für empirische Erkenntnis nimmt, was nie und nimmer empirische Erkenntnis ist.

Was den positiven Aufbau angeht, so scheint mir von allen bestehenden „Systemen“ das der Lausanner Schule für einen Weiterbau am ehesten geeignet, nicht etwa, weil es in der Fassung, in der es vorliegt, von jenen common-sense-introspektiven Denkelementen schon frei wäre, sondern nur, weil es noch am ehesten davon frei gemacht werden kann. Wenn wir diese Elemente aus den utility- oder welfare-Systemen der Angelsachsen oder der subjektiven Wertlehre der Österreicher streichen, dann bleibt darin nicht viel theoretischer Gehalt. Streichen wir sie aus dem Lausanner System, dann bleibt noch verhältnismäßig am meisten.

Auf empirische Erkenntniselemente werden wir allerdings in jedem deduktiven „System“ verzichten müssen, die können wir meines Erachtens aus Spekulation und Deduktion überhaupt nie gewinnen. Wohl aber liefert uns das Lausanner System — wenn entsprechend umformuliert — ein Begriffssystem, das sinnvolle Fragestellungen an die empirische Forschung enthält, und das ist meines Erachtens alles, was wir von der Theorie erwarten können. Die empirischen Erkenntniselemente selbst kann uns nur die empirische Forschung liefern, die das leere Denkschema der Theorie mit empirischem Material zu füllen hat. Aber auch dafür bietet sich ja der deutschen Nationalökonomie die Möglichkeit, an ihre soziologisch-historischen Traditionen anzuknüpfen und sie für die internationale Entwicklung unserer Wissenschaft auch in ihren theoretischen Zweigen fruchtbar zu machen.

(Beifall.)

Vorsitzender: Es wäre an sich sehr zweckmäßig, Herrn Morgenstern zu bitten, auf die eben gehörten Ausführungen zu erwidern. Da aber Herr Kollege Vleugels bald weg muß, ist es wohl richtig, ihn jetzt zu Wort kommen zu lassen.

Professor Vleugels (Königsberg):

Wenn ich zunächst an die Worte des verehrten Herrn Vorredners anknüpfen darf, so möchte ich sagen, daß er sich doch etwas leicht über das hinwegsetzt, was die von ihm so befehdete psychologische Theorie faktisch geleistet hat. Ich glaube, daß man darüber nicht hinweg kann. Wenn man z. B. die Position bezieht, daß man speziell das Casselsche System vertritt, dann muß man sich darüber klar sein, daß auch die Erkenntnisse dieses Systems ganz auf dem Wege über die Wertlehre gewonnen worden sind, und daß man hinterher erst die Brücken, die dahin geführt haben, abgebrochen hat.

Doch sei mir zunächst eine allgemeine Bemerkung gestattet: Wir sind heute bei dieser Diskussion in einer etwas merkwürdigen Situation. Die verschiedenen Systembildner, die der modernen Wertlehre tatsächlich oder scheinbar ablehnend gegenüberstehen, haben ihre bekannten Standpunkte auch im Sammelband, den „Problemen der Wertlehre“, dargelegt, ohne dabei auf die Argumente einzugehen, die ihren Lehren und ihren Kritiken vorher schon entgegengehalten worden sind. Wären wir nicht in einem Kreise von Fachleuten, könnte es notwendig erscheinen, daß man das im einzelnen noch darlegte. So aber genügt es festzustellen, daß insbesondere die sorgsamsten Kritiken Amonns keine Berücksichtigung gefunden haben, daher unwiderlegt geblieben sind. Wenn das im Grunde eine Diskussion in diesem Kreise überflüssig macht, so wird sie beinahe dadurch unmöglich, daß die genannten Systembildner nicht zur Verteidigung ihrer Lehren hier erschienen sind.

Was nun die Überwindung der Wertlehre bei Cassel anlangt, so hat Schumpeter das, was hier zu sagen nötig ist, schon in kurzen und eindrucksvollen Worten dargelegt, indem er feststellte, daß man, nachdem die Wertlehre zur Erkenntnis des Preiszusammenhanges geführt hat, ganz gut auf die Vorführung der Instrumente, die die Erkenntnis ermöglicht haben, im einzelnen verzichten kann. Wem die Ergebnisse genügen, wer sich bloß mit der Darstellung des Preiszusammenhanges in der bestehenden Volkswirtschaft befassen will, mag sich damit begnügen. Aber der Fachmann wird doch auch immer den Weg kennen müssen, der zu diesen Ergebnissen hingeführt hat. Auch sind noch so viele Aufgaben ungelöst oder nur halb gelöst, zu deren Lösung die Wirtschaftstheorie verpflichtet ist, daß wenigstens derzeit nicht abzusehen ist, wie man hier vorläufig ohne das Instrument der Wertlehre weiterkommen soll. Ich möchte nur etwa an die Finanzwirtschaftslehre erinnern, wo wir auch sehen, daß einzig die Werttheorie es war, die eine wirklich wissenschaftliche Begründung vieler Sätze, die wir wahrscheinlich alle anerkennen,

und der wichtigsten Fundamentalsätze der Finanzwirtschaftslehre überhaupt ermöglicht hat.

Nun hat Kromphardt, dessen unvermeidliche Abwesenheit ich sehr bedauere — er weilt in Amerika —, in unserem Sammelband der Casselschen Ablehnung der Wertlehre eine neue Begründung angeidehen lassen, und es heißt, daß diese Begründung nur eine Interpretation der wirklichen Meinung des Meisters, für den Kromphardt in dankenswerter Weise eingespungen ist, darstellen soll. Als Interpretation der wirklichen Meinung Cassels hat sie auch dessen Zustimmung gefunden, wie das aus einer Anmerkung hervorgeht, in der Kromphardt bemerkt, daß Cassel schriftlich dieser Auffassung als der seinen zugestimmt hat. Das ist deshalb wichtig, weil damit alle Kritik Cassels an der Grenznutzenlehre bis auf ein Argument widerrufen ist, und dieses eine — Kromphardt nennt es „eine kopernikanische Wendung“ — sei deswegen berechtigt, weil seine neue Auffassung unserer nationalökonomischen Problemschichtung erkennen ließe, „daß die wirtschaftshistorisch primitiven Zustände die wirtschaftstheoretisch komplizierten, die historisch gesehen fortgeschrittensten Wirtschaftssysteme aber wirtschaftstheoretisch die einfachste Problemstruktur besitzen“. Ich weiß nicht, ob ein Wirtschaftstheoretiker jemals die Behauptung aufgestellt hat, daß wirtschaftshistorisch einfachere, primitivere Zustände auch die theoretisch einfachste Problemstruktur besäßen. Insofern würde hier eine Kritik an einer Auffassung geübt, die niemals vertreten worden ist. Aber es ist möglich, daß dabei auch an die isolierte Wirtschaft eines Robinson gedacht worden ist. Darauf läßt der weitere Gang der Kromphardtschen Gedankenführung schließen. Er spricht auf der letzten Seite seines Beitrages davon, daß Cassel das Ausgehen von „Robinsons wirtschaftlichen Kalkulationen“ ablehnen will. Ich sehe nun aber gerade eines der großen Verdienste der Grenznutzentheorie österreichischer Fassung darin, daß sie, von allgemeinen wirtschaftlichen Kategorien ausgehend, in den Grundzügen eine zeitlose Wirtschaftstheorie bereits gegeben hat, von der aus man dann zwanglos auch den Zugang zu den einzelnen wirtschaftshistorisch gegebenen Systemen finden kann. Dabei hat sie u. a. das Resultat zutage gefördert, daß die ökonomische Erfassung der isolierten Wirtschaft um nichts einfacher und um nichts komplizierter ist als der Preisbildungsprozeß und die Beschreibung des Preiszusammenhanges in der Verkehrswirtschaft. Dieses Ergebnis aber entzieht im Grunde schon dem einzigen jetzt noch als gültig betrachteten Argument von Cassel den Boden.

Es bleibt danach eigentlich nur noch die Frage, ob man vielleicht im akademischen Unterricht zweckmäßig auf die Mitteilung jener wertvollen Erkenntnisse der modernen Wirtschaftstheorie, ihrer analytischen Hilfs-

mittel verzichten soll, ob man sich darauf beschränken soll, einfach das verkehrswirtschaftliche Ergebnis darzustellen, wie es Cassel so meisterlich und klar dargestellt hat. Das ist natürlich etwas, was man als Vorschrift oder Ratschlag niemandem mit auf den Weg geben kann. Das muß jeder wissen, wie er seinen akademischen Unterricht einrichten will, ob er es womöglich gar für zweckmäßig hält, ihn auf den Grenzhörer abzustellen. Es soll sogar auf Deutschlands Hochschulen hin und wieder einen akademischen Lehrer geben, der auch bei dieser Methode noch recht erfolgreich unterrichtet.

(Heiterkeit.)

Aber jedenfalls kann man das nicht zu einer allgemeinen Maxime und einem Ratschlag für alle akademischen Lehrer machen.

Wir haben aus der Grenznutzentheorie österreichischer Fassung erkennen gelernt, daß die isolierte Wirtschaft und die Verkehrswirtschaft weitgehend gleichmäßig zu beschreiben sind. Wir können sie weitgehend mit den gleichen Formeln erfassen. Allerdings ist dabei diese Gleichheit nur eine rein formale; inhaltlich bedeuten die Formeln ganz etwas anderes, und darin sehe ich gerade eine große Leistung dieser Theorie, daß sie uns einmal eine Erklärung auch der Verkehrswirtschaft gibt und gleichzeitig mit der Beschreibung der isolierten Wirtschaft eine Vergleichsbasis, womit sie es gestattet, mitten aus der Wirtschaftstheorie selbst heraus den Glauben an das Nutzenmaximum als Resultat des verkehrswirtschaftlichen Prozesses völlig zu zerstören, seine Unhaltbarkeit zwingend klarzustellen. Das nun auch wirklich anschaulich vor Augen zu führen, ist eine ganz große Leistung der modernen Theorie.

Dagegen wird bei Cassel doch der Übergang von der Wirtschaft schlechthin zur Verkehrswirtschaft in einer Weise vollzogen, die in dem nicht bereits geschulten Leser ganz unvermeidlich Harmonievorstellungen erwecken muß, namentlich wenn davon die Rede ist, daß hier eine „Auslese“ stattfindet, die nur die „wichtigsten“ Bedürfnisse zu befriedigen erlaubt, wovon keine Rede sein kann: Aber es sind viele Argumente dafür beizubringen, daß das in keiner Weise geschieht, sondern daß gerade viele der wichtigsten Bedürfnisse (sowohl vom individuellen wie vom gesellschaftlichen Standpunkt) unbefriedigt bleiben, während viele höchst unwichtige Bedürfnisse (wiederum individuell wie gesellschaftlich) in dieser modernen Wirtschaftsordnung befriedigt werden.

Dann noch ein kurzes Wort über Oppenheimers Beitrag zu diesem Sammelband. Mit Oppenheimers eigener Theorie brauchen wir uns nicht zu befassen. Amonn hat bereits dargelegt, daß im Grunde diese neue Ausgestaltung der Theorie, seitdem sie wirklich objektivistisch geworden ist,

schlechtweg auf einer *Petitio principii* beruht, und Oppenheimer hat zur Widerlegung dieses Argumentes eigentlich nichts mehr erwidert. Er hat jedoch zugegeben, was er mit seiner Wertlehre biete, seien in der Tat „rein analytische Sätze“. Wahrscheinlich aber hat er nicht erkannt, was diese Kritik im Grunde besagt.

Aber wenn ich die Gelegenheit wahrnehme, mit dem großen Bedauern, daß Oppenheimer selbst nicht erschienen ist, noch einige Worte zu seinem Beitrag zu verbinden, so tue ich es deswegen, weil er mir einen seltsamen Vorwurf gemacht hat. Ich habe seinerzeit die Grenznutzentheorie ihm gegenüber verteidigt und habe dann eine Kritik im „Weltwirtschaftlichen Archiv“ von ihm erfahren, die leider im wesentlichen auf wissenschaftliche Argumente verzichtete, die aus meinen tatsächlichen sachlichen Äußerungen bloß eine Anmerkung, die für den Gedankengang selbst gleichgültig war, herausgriff und dazu einige spöttische Bemerkungen machte, weil er sie mißverstanden hatte. Jedenfalls war das das Einzige, was er aus meinen wirklichen Ausführungen sachlich überhaupt aufgegriffen hat. Es handelt sich darum, ob man sagen soll, daß eine Definition „zweckmäßig“ oder „richtig“ gebildet sei¹. Im übrigen hat Oppenheimer mir vorgeworfen, daß ich ihm mit zu wenig Respekt begegnet sei. Ob das der Fall ist, kann wohl jeder beurteilen, der die Darstellung Oppenheimers selbst liest und das, was ich dazu gesagt habe. Das Urteil darüber können nicht die streitenden Parteien selbst fällen, das muß man Dritten überlassen.

Er hat dann ein Argument, das ich als das diskutabelste der Argumente, die er mir gegenüber geäußert hat, bezeichne, angeführt, nämlich: unsere beiderseitigen Geburtsscheine. Er hat dann in seinem Beitrage zum hier diskutierten Sammelbande meine Antikritik ohne jeden Versuch einer Begründung dieses Urteils „lächerlich“ genannt. Er hat weiter die Punkte seiner Kritik aufgezählt, die er heute noch aufrecht erhält. Ich muß auch diese als widerlegt betrachten. Er hat nicht nochmals den Versuch gewagt, irgendein sachliches Argument vorzutragen. Ich habe ihm seinerzeit den Text Böhm-Bawerks an vielen Stellen entgegengehalten. Er hat daraufhin ironisch davon gesprochen, daß ich reichlich zitiere. Ich habe es getan, weil sich aus dem Text Böhms die Widerlegung von selbst ergab, und habe keine sachliche Erwiderung erfahren, trotzdem ich sie zu provozieren versuchte. Darüber möchte ich mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß Herr Oppenheimer hier nicht erschienen ist, Klage führen.

(Beifall.)

¹ Vgl. zu Oppenheimers im Weltw. Arch. 1928 Bd. 28 veröffentlichten Rezension meiner Anti-Kritik meine Bemerkungen in Schmollers Jahrb. 1930, 54. Bd. S. 179 ff.

Vorsitzender: Die Diskussion ist trotz aller vorbereiteten Gedanken auf ein Problem stark konzentriert worden. Das ist das Verdienst der Ausführungen des Herrn Mackenroth. Es haben sich zu diesem Problem einige Herren gemeldet, die unter nachträglicher Änderung der Reihenfolge zunächst als geschlossene Gruppe sprechen sollen.

Professor Colm (Kiel):

Gestatten Sie mir, einige Fragen zu besprechen, die sich mir aus der Diskussion heraus aufdrängen. Während der Debatte, die teilweise sehr lebhaft wurde, überlegte ich mir: Wie kommt es, daß theoretische Schulen, die sich derart bekämpfen, wie z. B. die von Cassel, Walras, die der Österreicher oder die von Cambridge, in manchen ihrer Ergebnisse durchaus übereinstimmen, jedenfalls eine Basis haben, von der aus man diskutiert, wie man über die falsche oder richtige Lösung einer Rechenaufgabe diskutiert? Das führt dazu, sich einmal zu besinnen, wo eigentlich der Bezirk liegt, über den wir uns streiten. Erlauben Sie, daß ich zum Vergleich kurz auf ein ganz anderes Lebensgebiet eingehe. Nehmen wir die Kunstwissenschaft. Wir haben in der Kunstwissenschaft zwei verschiedene Einstellungen, einmal die Stilforschung, die Erforschung der Kunstperioden, der Sachzusammenhänge in dem objektiven Kulturbereich, und daneben etwas ganz anderes, nämlich die Behandlung der Frage, wie es zu solchem Kunstschaffen kommt, das sich in dieser Periode objektiviert? Das sind zwei durchaus verschiedene Fragestellungen. Ich glaube, daß wir versuchen sollten, dasselbe für unsere Wissenschaft zu konstruieren. Da erhalten wir ein ganz entsprechendes Ergebnis: Die Wirtschaft ist ein objektiver Sachzusammenhang, und zwar bestimmter interdependenten Struktur. Er hat die Eigenart, daß er zu gewissen Gleichgewichtszuständen tendiert, insoweit funktionale Betrachtung fordert (Statik). Er hat die Eigenart, mit allen seinen Teilen stets in Bewegung zu sein, insofern verlangt er kausale Betrachtung (Dynamik). Daneben besteht die ganz andere Frage: Wie kommt es zu einer solchen Wirtschaft, zu Gütern, Preisen, Einkommen usw.?; aber nun verstanden aus einer ganz anderen Sphäre, nämlich aus der Sphäre des sozialen Lebens, aus der subjektiven Sphäre der Gesellschaft, ganz entsprechend der kunstwissenschaftlichen Frage: Wie entsteht aus menschlichem Schaffen dieser objektive Sachzusammenhang der Kunst? Ich glaube, daß diese Zweiteilung an unser Problem heranführt. Das Wertproblem der Ökonomie ist meines Erachtens nichts anderes als der Angelpunkt zwischen diesem Bereich der objektiv-ökonomischen und der subjektiv-soziologischen Sachzusammenhänge.

Hieraus folgt, daß der Wertbegriff ein doppeltes Gesicht hat, das eine, das nach der Gesellschaft, das andere, das nach dem Sachzusammenhang der Wirtschaft hinweist. Wie sieht das subjektive Gesicht dieses Wertbegriffes aus? Diese Subjektivität ist nicht primär psychologisch; ihre Erkenntnismethode kann daher nicht primär die Psychologie, sondern nur die Wirtschaftssoziologie sein. Damit ist der ganze Bereich wirtschaftssoziologischer Forschung gemeint, die natürlich wie jede Soziologie auch psychologische Methoden anwenden muß. Das zu erörtern, würde zu weit führen. Die Behauptung von Mackenroth, daß wir die Psyche verbannen müssen, entspringt nicht einem nihilistischen Standpunkt, einer Resignation, sondern wir sind viel anspruchsvoller, wir wollen nicht nur die Überlegungen, die „Vorzugsakte“ des einzelnen Individuums berücksichtigen, sondern wir wollen alles berücksichtigen, was aus kulturellem, sozialem und politischem Leben die Wertskala eines Volkes mit prägt. Es gehören dahin nicht nur die Überlegungen, sondern auch alle anderen Verhaltensweisen des Individuums sowie der sozialen Gruppen (durch ihre Repräsentanten) und alle Entscheidungen der politischen Organe, soweit hierdurch in irgendeiner Beziehung die Nachfrage nach Gütern und das Angebot von Leistungen mitbestimmt wird. Nun weiß ich, man kann alles auf eine Formel bringen, wie es u. a. der Utilitarismus seinerzeit getan hat, indem man es so ansieht, „als ob“ das einzelne Individuum durch Vorzugsakte auch zu all dem selbst Stellung nähme, das niemals zu seinem Bewußtsein gelangt. Wir kennen diese Konstruktion, wir wissen, daß sie himmelweit von der Realität entfernt ist. Trotzdem kann man innerhalb bestimmter Grenzen recht gut damit arbeiten und innerhalb gewisser Grenzen wie mit allen sinnvollen Fiktionen richtige Resultate erzielen, wie ja auch die österreichische Schule an ihren glanzvollen Leistungen durch diesen psychologischen Ausgangspunkt nicht gehindert worden ist.

(Heiterkeit.)

Aber dieser psychologische Ausgangspunkt hat eine gewisse Gefahr, die Gefahr, die eben immer besteht, wenn man mit Fiktionen arbeitet — und vergißt, daß es sich um Fiktionen handelt. Es ist nicht nur eine Kleinigkeitskrämerei, wenn wir die Basis zu ergänzen suchen. Dieser Ausgangspunkt hat gerade unserer Wissenschaft den Vorwurf gebracht, daß wir rationalistisch seien oder der Wirklichkeit rationalistisches Verhalten unterstehen. Die Wirtschaft als Bereich von Mitteln unterliegt zwar rationalem Kriterium; aber was eigentlich hinter der Wirtschaft steht, was die ganze Wirtschaft in Bewegung setzt, diesen Bereich lassen Sie uns so irrational sehen wie er ist, und rationalisieren wir ihn nicht

durch ein solches Schema von Vorzugshandlungen, das wir ihm als Fiktion unterschieben. Ich weiß, auch jetzt kann wieder gesagt werden: wir können alles Irrationale hier hineinbringen, nicht nur die intellektuelle Irrationalität, die Irrtümer, auch die Ordnung und Unordnung der Gefühle. Das sind Konstruktionen, die einen gewissen hypothetischen Wert haben können; aber warum denn nicht hinein ins volle Menschenleben und sagen: Die Wirtschaftssoziologie, nicht diese blasse und von den Psychologen längst verlassene Psychologie ist die Grundlage, von der aus wir argumentieren?

Damit komme ich zu einem weiteren Punkt. Es wurde hier gesagt, daß man Sombarts Angriffe nicht verstehe; denn gerade, wenn man auf die Motive zurückgehe, treibe man doch verstehende Wirtschaftswissenschaft. Das ist eine zu enge Auffassung dessen, was Sombart mit „verstehend“ meint. Sombart will nicht nur die Motive dessen verstehen, der ein Werk schafft, weil er vielleicht Hunger hat und etwas verkaufen will, sondern er will den Stil, den Sachzusammenhang verstehen. Ich mache Sombart lediglich den Vorwurf — mehr seiner Diktion als dem Inhalt seines Buches! —, daß zu diesem Sachzusammenhang der Wirtschaft auch alle angeblich naturwissenschaftlichen Ordnungselemente gehören, und daß der „Stil“ der kapitalistischen Wirtschaft nicht zu verstehen ist ohne diese auch quantitativen, auch mathematisch faßbaren Beziehungen der Glieder, und zwar deswegen, weil diese unsere Wirtschaft selbst quantifiziert ist. Aber wir müssen eine Theorie der Wirtschaft haben, die auch das leistet, was Herr Spiethoff verlangt hat, die auch geeignet ist, Wirtschaftsperioden zu erfassen, die nicht in dieser Weise quantifiziert, nicht quantitativ artikuliert, die nicht im Goldbad des Preissystems schon getränkt sind. Hier setzt der Begriff des Tauschwertes ein, der mit dem vorhin genannten nichts zu tun hat, der Tauschwert, der die Relation der Güter untereinander zu erfassen sucht, also ganz dem objektiven Bereich zugehört. Das Verhältnis dieses Tauschwertes zum Preis ist das des Generellen zum Speziellen; denn den Tauschwert gibt es in jeder Periode, den Preis nur in bestimmten Perioden. Deswegen kann der Tauschwert sowohl ein Hilfsmittel sein, um Preisgesetze allgemein zu formulieren, als auch ein Hilfsmittel zur Erkenntnis der Austauschbeziehungen in einer Wirtschaft ohne Preissystem.

Hieran möchte ich eine letzte Frage knüpfen. Es gingen in den Ausführungen eines Teils der Redner zweierlei Problemgruppen durcheinander: die eine hat die Beziehungen zwischen dem Subjektiven und dem Objektiven, die Beziehungen zwischen Mensch oder sozialer Gruppe auf der einen Seite und der Wirtschaft als Sachzusammenhang auf der anderen Seite zum Gegenstand. Hier besteht die Aufgabe nun nicht nur

darin, das Objektive aus dem Subjektiven abzuleiten, sondern auch umgekehrt die Bestimmung des Wirtschaftssubjekts durch die wirtschaftlichen Sachverhalte zu erkennen; denn der Sachzusammenhang der Wirtschaft wirkt auch wieder zurück auf die kulturellen und soziologischen Gegebenheiten, die ihrerseits diese „Wirtschaft“ konstituieren. Also die Erkenntnis des Sachzusammenhanges und die soziologische Betrachtung müssen miteinander verbunden sein, um so mehr, je konkreter die Untersuchung geführt wird. Man kann nicht immer nur mit dem homo oeconomicus arbeiten, sondern man muß in streng theoretischer Haltung Schritt für Schritt die konkreten wirtschaftssoziologischen Daten hereinziehen. Das Handwerkszeug dazu haben wir in der Wertskalierung, und zwar einerseits in der strukturellen Wertskalierung, andererseits in den Wertreaktionen, deren Erfassung uns die Elastizitätstheoreme ermöglichen.

Diese Subjekt-Objekt-Beziehung stellt sozusagen die eine Gedankenbewegung dar, die bei jedem theoretischen Problem immer wieder zu vollziehen ist. Die andere ist die Bewegung von der Abstraktion zur konkreten Wirklichkeit. Die höchste Abstraktion, die Theorie der „ewigen Wirtschaft“, verlangt, daß wir einerseits nach dem allgemeinsten Sachzusammenhang solcher Wirtschaft, nach den ewigen Begriffen der Wirtschaft fragen, die noch nicht auf ein bestimmtes Wirtschaftssystem spezialisiert sind, und andererseits nach den formalsten wirtschaftssoziologischen Komponenten, die dem entsprechen. Diese Gedankenbewegung vom Abstrakten zum Konkreten, also z. B. vom objektiven Tauschwert zum konkreten Preis, fällt demnach nicht zusammen mit der Bewegung vom subjektiven Wertbereich zum objektiven Preiszusammenhang. Es sind zwei vollkommen verschiedene Bewegungen: erstens vom Soziologischen zum Wirtschaftsstrukturellen und zweitens vom Abstrakten zum Konkreten. Wenn sich beide Gedankenbewegungen durchkreuzen, müssen sich Verzerrungen des theoretischen Ergebnisses herausstellen, so wenn man etwa konkrete Preisprobleme unserer wirtschaftlichen Wirklichkeit mit Hilfe des abstrakten wirtschaftssoziologischen Korrelats des homo oeconomicus zu lösen sucht.

Was ich ausgeführt habe, ist alles andere als eine Verwerfung der Werttheorie, sondern im Gegenteil, ich habe versucht, zur Klärung des methodischen Ortes der Werttheorie beizutragen. Es handelt sich um eine subjektive Wertlehre, nur möchte ich den Anspruch bestreiten, daß die psychologistische Ausformung der Wertlehre die „herrschende Theorie“ darstellt, wie heute früh gesagt worden ist. Wir sind glücklicherweise so weit, daß wir von der Wirtschaftstheorie sprechen können. Ich glaube, daß im Bereich der objektiven Wirtschaftszusammenhänge eine große

Fülle von Erkenntnissen vorliegt, in denen die verschiedenen Schulen miteinander übereinstimmen und zu deren Förderung jede Schule etwas beizutragen sucht. Ich glaube, daß die sachliche Zerrissenheit unserer Wissenschaft nicht so groß ist, wie es nach der Zerrissenheit der Terminologie und der Methodologie unserer Schulen zu sein scheint. Jede dieser Schulen umgibt den eigentlichen Kern ihres Schaffens mit einem für den Inhalt ihrer Erkenntnisse mehr oder weniger wesentlichen Mantel. Aber ich bestreite das Recht, den psychologischen Mantel zum Herrschaftsmantel zu erklären, zumal wenn sich ergibt, daß gerade dieser Mantel eigentlich in ein Antiquitätengeschäft gebracht werden sollte.

(Lebhafter Beifall.)

Dr. Haberler (Wien):

Was ist ein Sachzusammenhang?

Professor Colm:

Der Zusammenhang z. B. zwischen Einkommen, Preisen, Gütern usw.

Vorsitzender:

Reduziert sich das nicht auf die Frage des methodischen Zugriffs?

Professor Colm:

Der Sachzusammenhang steht logisch vor dem Individuum als Wirtschaftssubjekt, der Mensch als Wirtschaftsmensch wird mitbestimmt durch die Gesetzmäßigkeit der Wirtschaft, in der er steht.

Dr. Haberler:

Es bestreitet doch niemand, daß das Individuum auch das Produkt seiner Umwelt ist und seine Handlungen auch durch die objektiven Daten seiner Lebenslage (Sachzusammenhänge) mitbestimmt sind.

Professor Colm:

Meine Betrachtungsweise ist keine genetische, keine historische. Ich will damit nicht sagen, daß die objektive Wirtschaft irgendwie zeitlich vor dem Menschen war, oder daß das wirtschaftliche Milieu die ganze Persönlichkeit des Menschen prägte. Ich will vielmehr nur sagen: Die Wirtschaft hat es immer mit irgendwelchen Formen von Einheiten zu tun; es muß immer irgend etwas sein, was Teile zu einem Ganzen, zu einem Strukturzusammenhang verbindet, und ich behaupte, daß es einen

Strukturzusammenhang der Wirtschaft gibt, genau so wie es eine Stilperiode in der Kunst gibt, und ich gehe darüber hinaus, indem ich sage, daß dieser Strukturzusammenhang nicht nur ein gedankliches Hilfsmittel ist, sondern auch eine reale soziologische Bedeutung hat, was aber ein Zweites ist. Selbst wenn Sie das Zweite bestreiten, müssen Sie das Erste zugeben. Nehmen Sie den Arbeiter, der sein Arbeitsleid sehr gering einschätzt, er will mehr arbeiten, um mehr zu verdienen. Plötzlich sieht er, er kann nicht. Warum? Wenn es nur von seinen „Vorzugsakten“ abhinge, müßte es gehen. Er kann nicht, weil es der objektiven Sachsituation widerspricht. So glaube ich, daß diese gedankliche Vereinheitlichung des Sachzusammenhangs nicht nur etwas wissenschaftlich Hypothetisches ist, sondern auch eine Realität in unserem sozialen Leben darstellt.

Professor **Weiß** (Prag):

Herr Colm meinte, es sei ein Mißverständnis, wenn ich das „Verstehen“, das ich als Kriterium der Nutzwertlehre ansehe, mit jenem Verstehen, dem Sombart in seinem Buche „Die drei Nationalökonomien“ so große Bedeutung beimißt, identifiziere. Wenn ich in dieser Hinsicht tatsächlich in einem Mißverständnis befangen wäre, so würde sich hieraus der Schluß ergeben, daß ich dieses Buch nicht verstanden oder nicht gelesen hätte. Herr Colm hat offenbar das im Auge, was Sombart „Sachverstehen“ nennt, nicht aber das „Seelverstehen“.

(Professor Colm: Sombart spricht von beidem.)

Gewiß. Ich aber hatte vor allem das Seelverstehen gemeint, daneben übrigens auch vom Sachverstehen gesprochen, als ich sagte, daß sich gerade vom Standpunkt der Nutzwertlehre aus ungezwungen die Funktion des Preises in der Verkehrswirtschaft als Ausdruck eines sozialen Wertes ergibt. Ich glaube, die beiden Ausdrücke Sachverstehen und Seelverstehen gebraucht zu haben. Wenn die Auffassung Professor Colms von meiner abweicht, würde mich dies interessieren, da mich der Gegenstand auch außerhalb der heutigen Diskussion beschäftigt.

Professor **Colm**:

Das Wort „Seelverstehen“ ist mir akustisch entgangen. Ich glaubte, Sie hätten es nur hierauf bezogen.

Privatdozent Dr. **Oskar Morgenstern** (Wien):

Die Diskussion hat bewiesen, schon dadurch, daß sie sich soeben in der Form eines Zwiegesprächs abgewickelt hat, daß sie sich offenbar auf richtigen Bahnen bewegt. Wenn hier davon gesprochen wurde, daß durch

die Invasion von Wien her die Diskussion der neuen Probleme, die die akademische Jugend in Deutschland beschäftigen, unmöglich gemacht worden ist, und wenn diese neuen Probleme sich in der Form äußern, wie es seitens des Herrn Dr. Mackenroth geschehen ist, so bedauere ich nur, wiederholen zu müssen, was Herr Professor Spiethoff schon gesagt hat, daß mir diese Dinge nicht so neu vorgekommen sind, wie es vielleicht auf der anderen Seite erscheint. Mir sind in großer Zahl Namen eingefallen, von Veblen und Davenport bis zu einer großen Anzahl neuerer Autoren, wobei ich nicht zuletzt an die amerikanischen InstitutionalistInnen denke, die alle diese Dinge, die der Vortragende vorgebracht hat, ziemlich ausführlich behandelt haben, Argumente, die nicht Anlaß gegeben haben zu einem wesentlichen Umbau der Theorie, obwohl sie mit unermüdlicher Geduld breitgetreten worden sind. Im Gegenteil liefern diese Autoren selbst ein ausgezeichnetes Beispiel für die Schwäche, auf der diese Ansichten aufgebaut sind. Herr Mackenroth hat Irving Fisher zitiert. Nun kann man gerade am Beispiel Fishers den Beweis liefern, daß erstens Fisher, der die Psychologie zu verjagen gesucht hat, gerade dort, wo er etwas wirklich überaus Wertvolles geleistet hat, nämlich in dem Gebiete der Zinstheorie, auf die psychischen Grundtatbestände, den psychischen Diskont, den Begriff des psychischen Einkommens und dergleichen mehr zurückgegangen ist, ferner, daß Fisher auch einer der Anreger derjenigen neuen Ideen gewesen ist, die heute zweifellos in der Literatur verbreitet sind wie die Versuche der exakten Messung des Nutzens, Probleme, die außerordentlich wertvoll sind, diskutiert zu werden, die aber nicht um einen Schritt weiterkommen. Hieraus ergibt sich, glaube ich, die Antwort auf eine Frage, die Herr Amonn heute aufgeworfen hat. Er hat gesagt, daß es nicht so wichtig sei, heute über die Meßbarkeit des Nutzens zu sprechen. Wenn wir aber sehen, daß Fisher und alle diese Autoren versuchen, eine Messung des Nutzens statistisch durchzuführen, so erkennen wir, daß die Bedenken, die sich dagegen erheben, nur auf der Basis und aus den Tatbeständen sich herholen lassen, die die psychologisch orientierte oder auf psychologischen Grundtatbeständen aufbauende Theorie zur Verfügung gestellt hat. Es handelt sich gar nicht um Psychologie, die wir zu diskutieren haben, sondern man versucht psychische Grundtatbestände, die diesen Sachzusammenhang statuieren, durch die eine Tür hinauszujagen und holt sie unter einem etwas neueren Mantel zu einer anderen Tür herein. Was dadurch gewonnen werden soll, ist mir nicht klar. Auch brauchen wir nur zu fragen, wie es mit der Fruchtbarkeit jener Theorien bestellt ist, die sich dieser Methode schon seit vielen Jahrzehnten bedienen. Diejenigen, die gesagt haben, man möge die Nachfragekurve den einzelnen Individuen abfragen und es dabei bleiben lassen, die das

getan haben, sind aber auch dabei geblieben und haben uns irgendein zusammenhängendes Ergebnis aus dieser Methode nicht zu liefern vermocht.

(Dr. Mackenroth: Welches Ergebnis hat die subjektive Wertlehre?)

Sie hat eine ganze Reihe von Dingen gebracht.

(Dr. Mackenroth: Ein Beispiel!)

Sie hat zunächst den Begriff der Elastizität der Nachfrage bringen können.

(Dr. Mackenroth: Das ist ein Begriff, der deduziert werden kann ohne Rekurs auf die subjektive Wertlehre!)

Aber nicht in dem spezifischen Sinne. Zweitens kommt es natürlich in jeder Wissenschaft zu der Möglichkeit, daß man später einmal irgendein Hilfsmittel wegfallen lassen kann, weil man inzwischen mit diesem Hilfsmittel ein neues gefunden hat, mit dem man dann direkt arbeiten kann.

(Dr. Mackenroth: Und man arbeitet heute mit dem Hilfsmittel, als ob es Selbstzweck wäre!)

Das ist absolut unrichtig, dagegen muß ich protestieren.

(Dr. Mackenroth: Aber bitte, man schreibt Bände über Grenzproduktivität!)

Wenn Sie das nicht interessiert und Ihnen die Bände zu dick sind, ist das bedauerlich.

(Heiterkeit.)

Aber das ist kein Einwand gegen eine Theorie.

(Dr. Mackenroth: Worin besteht der reale Erkenntnisgehalt?)

Ich glaube, es führt zu weit, auf alle diese Dinge im Detail einzugehen. Ich möchte nur noch auf etwas anderes hinweisen, nämlich auf die Frage der Fruchtbarkeit jener Theorien, die a limine die Werttheorie abgelehnt haben, und auf die Notwendigkeit, diese Theorie im Zusammenhang mit der neuesten Entwicklung zu betrachten. Ich möchte als Beispiel Cassel nehmen. Die Casselsche Preistheorie scheint mir res judicata zu sein; nach der absoluten Widerlegung des Gleichungssystems, wie sie durch Wicksell und Schams erfolgt ist, ist darüber kein Wort zu verlieren. Aber wie steht es selbst bei denjenigen, die von Cassel hergekommen sind und sich heute etwa mit diesem Rüstzeug für die Probleme interessieren, die entweder aus soziologischen Gründen interessant sind oder die Interesse verdienen, weil die Veränderungen der sozialen Struktur diese neuen Probleme aufgeworfen haben? Da ist zunächst der ganze Bereich des Monopols und der monopolisierten Preisbildung. Die ganze Casselsche Preistheorie kennt überhaupt keine Möglichkeiten, und es ist undenkbar, mit

Hilfe von Cassel auch nur zu einer Erklärung des gewöhnlichen Monopolverpreises zu gelangen, geschweige zu all den komplizierten Unterarten.

Das zweite ist die Frage der Bestimmung der Elastizität, sei sie statistisch oder nicht. Das dritte: Dazu gehört die statistische Analyse von Angebot und Nachfrage. Diejenigen Theoretiker, die auf diesem Gebiete arbeiten, von woher immer sie gekommen sein mögen, sind sofort durch Cassel durchgestoßen und sind zu den Quellen gegangen, von denen Cassel selbst gekommen ist, zu Walras oder Pareto, weil die ganze Casselsche Methode nicht die leiseste Spur von einem Hilfsmittel bietet.

Ein anderes Problem, das zu dem großen neuen Stoffkreis gehört, ist das Problem der Kostentheorie. Was ist mit Cassel anzufangen, wenn man über Kosten arbeitet? Nichts! Ein paar supplementäre Prinzipien sind seiner Preistheorie als Anhang eingefügt worden. Man hat fast das Gefühl, als sei es geschehen, weil es diese Worte und Begriffe auch gibt und man darüber etwas in einem umfangreichen Buch sagen muß; sie sind in keiner Weise organisch in die Preistheorie eingebaut.

Nun aber das Wichtigste. Die Erörterung des Zeitelements in der modernen Theorie würde bei Verwendung Casselscher Gedankengänge auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen. Es ist hier absolut notwendig geworden, auf die Gedankengänge zurückzukommen, die gerade die österreichische Theorie liefert, wobei sich übrigens auch die Überlegenheit der Wiener Methode gegenüber der Lausanner zeigt. Die Argumente, die man gegen all die Versuche einer Statistifizierung richten kann, sind natürlich in erster Linie herzuleiten aus dem Bereiche der Logik, und viele wertvolle Kritiken sind auf diesem Gebiet unter diesem Gesichtspunkt geschrieben worden. Aber eine erschöpfende Untersuchung dieser Versuche ist unmöglich, sofern man nicht auf die psychischen Grundtatbestände, die den Sachverhalt konstituieren, zurückgeht, und das geschieht heute in steigendem Maße, und ich behaupte, daß alles, was sich zwar in neuer Form heute unter dem Schlagwort des Behaviorismus darstellt, in Wirklichkeit alte Argumente sind, die nicht in der Lage sind, uns in diesen Dingen einen Schritt weiterzuführen.

(Beifall.)

Dr. Zeisl (Wien):

Ich will an die glückliche Formulierung von Herrn Colm anknüpfen, der den Wertbegriff in einem sehr präzisen Sinn als Angelpunkt bezeichnet hat, und darf vielleicht diesen Gedanken von einer anderen Seite her ergänzen: von der Problematik der Veränderungen her, die der Wertbegriff seit seiner Einführung durch die klassische Nationalökonomie erfahren

hat. Bei den Klassikern war der Wert noch eine Eigenschaft der Ware. Die erste Auflösung dieses dinglichen Charakters des Wertbegriffes hat Marx vollzogen, indem er zwar das Maß dieses Wertes, die Arbeit bzw. Arbeitszeit, beibehielt, aber in seinem Kapitel über den Warenfetischismus zu zeigen versuchte, daß es sich in der Wirtschaft nicht um die Beziehungen von Gütern und Waren, sondern um die Beziehungen von Menschen zueinander handelt. Den letzten Schritt in diesem Auflösungsprozeß hat die subjektive Theorie mit folgender Wendung getan: Es sind nicht mehr die Ereignisse, die sich vor der endgültigen Gegenüberstellung von Gut und Konsument abspielen, also nicht mehr die Kosten im klassischen Sinne, die den Wert bestimmen, sondern der Wertbegriff selbst wird aufgelöst in Handlungen und Begehungen der Wirtschaftssubjekte. Durch diese logische Auflösung des ursprünglichen Wertbegriffs in seine Elemente — die Wahlhandlungen der Wirtschaftssubjekte — ist die Entwicklung in der Tat zu einem gewissen Abschluß gelangt und das Wertproblem in einem bestimmten Sinne gelöst. Dieser Auflösungsprozeß läßt sich vielleicht nach einem Gedanken Karl Polanyis (Wien) am besten dadurch kennzeichnen, daß man ihn in eine geistesgeschichtliche Analogie stellt, etwa zu dem Auflösungsprozeß der Grundbegriffe der klassischen Physik oder zu der Wendung, die die Jurisprudenz durch Kelsen u. a. genommen hat.

Trotz diesem methodischen Fortschritt werden die meisten mit Recht der Meinung sein, daß mit dieser Lösung des Wertproblems — und es ist in einem bestimmten Sinn eine Lösung — die Fragen, deren Beantwortung die Klassiker von der Lösung des Wertproblems erwartet haben, keineswegs auch nur annähernd beantwortet sind. Denn es hat sich im Verlauf dieser Entwicklung das Wertproblem selbst verschoben, und dadurch hat das Gebiet der theoretischen Ökonomie unversehens wesentliche Einschränkungen erfahren. Man muß dies denjenigen Kritikern der subjektiven Theorie zugute halten, die der gegenwärtige Gesamtbestand der Theorie nicht befriedigt, wenn sie ihn etwa mit dem System der klassischen oder der Marxschen Ökonomie vergleichen.

Diese Kritiker empfinden die subjektive Theorie noch als ein wenig blutleer, wobei ich nicht mißverstanden werden möchte: Ich weiß, daß allgemeine Gesetze immer blutleerer sind als konkrete. Aber ich will zu zeigen versuchen, wohin diese Methode führt. Erlauben Sie, daß ich den Begriff der Blutleere noch einen Gedanken weiter beibehalte und an das gebräuchliche Bild erinnere, das man zur Charakteristik der logischen Natur mathematischer Sätze verwendet: nämlich an ein Röhrensystem, in dem zum Schluß niemals mehr Blut herauskommen kann, als man ursprünglich hineingetan hat. Ich sehe ganz in Übereinstimmung mit Herrn

Mackenroth gerade darin einen der Vorzüge der mathematischen Formulierung der subjektiven Theorie, daß sie uns mit logischer Eindeutigkeit zeigt, daß aus den Ableitungen der Gesetze der subjektiven Theorie letzten Endes niemals mehr sachliche Erkenntnisse resultieren können, als Daten ursprünglich angenommen werden; der Anteil tautologischer Umformungen an diesen Sätzen läßt sich in der mathematischen Formulierung viel eher nachprüfen. Daß diese Gesetze trotzdem Erkenntniswert haben, darüber brauche ich nicht weiter zu sprechen.

Wie steht nun die subjektive Theorie zur Frage der Daten? Böhm-Bawerk hatte hier einen methodisch sehr richtigen Standpunkt. Er sagte ausdrücklich: Ich kümmere mich nicht darum, ob ich Nationalökonomie oder Psychologie betreibe. Für mich handelt es sich darum, bestimmte Gesetzmäßigkeiten festzustellen, und wenn ich dazu Sätze brauche, die die Psychologie für sich gefunden zu haben glaubt, meinethalben; umgekehrt kann es sein, daß die Psychologie von mir etwas lernen kann. Dieser Standpunkt ist sehr ordentlich und methodisch korrekt. Aber die subjektive Theorie hat in der letzten Zeit diesen Standpunkt gewechselt. Sie sagt: Dieses Zugeständnis Böhm-Bawerks ist überflüssig; festzustellen, welche ursprünglichen Daten verwendet werden sollen, ist Sache der Psychologie, der Soziologie oder anderer Nachbarwissenschaften, wir begnügen uns mit der Tatsache, daß wir letzten Endes von gewissen Anfangsdaten ausgehen können, die uns von anderen Wissenschaften geliefert werden. In diesem Punkt nun bin ich völlig anderer Meinung: Es scheint mir gerade hier der Angelpunkt für außerordentlich viele Mißverständnisse zu liegen, die keineswegs nur im Ressentiment gegen die subjektive Theorie begründet sind. Die eigentümliche Situation, daß man sich mit irgendwelchen Daten begnügen zu können glaubte, rührt von einem seltsamen Zufall her: daß nämlich der Beginn der subjektiven Theorie verknüpft ist mit einem psychologischen Gesetz, mit dem Gossenschen Gesetz, das zufällig außerordentlich weite Gültigkeit hat und nur in wenigen, praktisch bedeutungslosen Fällen nicht gilt. Die subjektive Theorie hat sich darauf beschränkt, dieses psychologische Gesetz als Ausgangspunkt zu nehmen und hat sich dann im wesentlichen mit der Bedürfnistheorie begnügt, wie sie etwa in dem alten Buche von Čuhel niedergelegt ist. Herr Mackenroth hat diese Schwäche heute schon ausführlich kritisiert.

Nun erlauben Sie, daß ich noch von zwei Seiten her diese Bedeutung der Einführung der Daten für die subjektive Theorie erläutere. An einem Punkt ist diese Einführung der Daten in die subjektive Theorie völlig unerläßlich. Überall, wo es sich um dynamische Gesetze handelt, wo das Problem der Datenänderung zur Diskussion steht, dort ist es selbst-

verständlich, daß man zusätzliche Daten einführen muß, da man nur so zu konkreten Datenänderungen weiterkommt. Mir ist es jedoch mehr um einen anderen Punkt zu tun. Mir scheint, daß sich hinter dem Mißtrauen gegen die subjektive Theorie ein gesunder Instinkt verbirgt: nämlich das sichere Empfinden, daß der gegenwärtige Stand der Gesamtheorie alles eher als befriedigend ist. Ich glaube, daß diese Mängel der Gesamtheorie daher rühren, daß die subjektive Theorie es geflissentlich unterlassen hat, ihre Sätze durch zusätzliche Datenannahmen zu konkretisieren. Erst wenn es ihr auf diese Weise gelingt, die Wirtschaftstheorie einzugliedern in das soziologische Gesamtbild einer Gesellschaft, wird dieses Mißtrauen verschwinden. Ich meine damit nicht, daß man jetzt zunächst Nachfrage- und Angebotskurven von Zucker oder Schweinen bestimmen muß, sondern ich denke an generelle Aussagen über Bedürfnisse und die Stellung der Gruppen im Produktionsprozeß. Ich denke z. B. an die Untersuchungen Marschaks über den Zusammenhang der Nachfrage mit bestimmter sozialer Schichtung. Ich bin der Meinung, daß die subjektive Theorie erst zu einer befriedigenden Gesamtheorie der kapitalistischen Wirtschaft kommen wird, wenn sie unter Zugrundelegung typischer Daten etwa für einzelne Klassen in der Gesellschaft ihre allgemeinen und oft noch tautologischen Sätze konkretisiert.

Ich will nicht verhehlen, daß ich mit diesem Wunsch einen Hintergedanken verbinde: Ich glaube nämlich, daß sich, wenn man mit diesem weiteren Fortschritt in der Dateneinführung Ernst macht, dann eine Reihe von Mißverständnissen im Rahmen der subjektiven Theorie klären werden.

Erlauben Sie, daß ich, um eines dieser Mißverständnisse herauszugreifen, zwei Worte zu dem Streit um das Verstehen sage. Solange man darüber streitet, ob die Österreicher wirklich etwas Zusätzliches damit erklärt haben, wenn sie sagen: „Der Mann zieht ein Paar Schuhe einem Rock vor, weil er sie lieber hat“, und daß man sich mit derartigen „Erklärungen“ in das Verständnis dieses Menschen „einfühlen“ kann, solange ist ein Unterschied zwischen dieser verstehenden Erklärung und allen unpsychologischen Schulen nicht zu sehen. Einen Schritt weiter geht man erst, wenn man nachweist, warum der Mann Schuhe vorzieht; d. h. solange Sie einfach sagen: „Der Arbeiter hat eine bestimmte Wertskala“, ist nichts erklärt, ist lediglich definiert. Wenn Sie aber sagen: die sächsischen Textilarbeiter vom Jahre 1932, die so lange arbeitslos sind oder einen bestimmten Lohn haben, haben diese und diese Bedürfnisstruktur, weil sie in einen bestimmten soziologischen Gesamtzusammenhang eingeordnet sind — erst in diesem Moment wird der Schritt über die Grenze, über den „Angelpunkt“ hinaus getan. Ich glaube, daß Herr Colm gar nicht diese komplizierte idealistische Verbrämung seiner

Formulierung brauchte; er hätte sich darauf beschränken können, zu sagen, daß einfach der Kausalzusammenhang um einen Schritt weiter zu verfolgen ist. Daß Herr Colm wie ich auch der Meinung ist, daß man dann schwerlich zu individuellen Gesetzen gelangen wird, sondern daß es sich dann bestimmt um statistische soziologische Gesetze handeln wird, ist kaum fraglich.

Und nun das zweite Mißverständnis, das durch diese weitere Konkretisierung der Daten aufgeklärt werden soll. Da meine ich in erster Linie die Stellung, die etwa Herr v. Mises einnimmt, wenn er glaubt, daß sich aus der subjektiven Theorie die Richtigkeit des Liberalismus in einem bestimmten Sinne ableiten läßt. Ich glaube freilich, Herr Weiß hat Herrn v. Mises Unrecht getan, wenn er sagt, daß nach v. Mises die subjektive Theorie eine bestimmte sozialpolitische Grundlage habe. Herr v. Mises schließt umgekehrt: Man kann mit den Sätzen der subjektiven Theorie nachweisen, daß man bestimmte liberale Grundsätze, daß man den Liberalismus anwenden muß, wenn man ein bestimmtes ökonomisches Optimum erreichen will. Ich bin der Meinung: wenn die subjektive Theorie es z. B. unterlassen würde, von dem so zweideutigen Begriff der Bedürfnisrangordnungen zu sprechen und nur ein einziges Mal konkret bestimmen würde, wovon eigentlich letzten Endes diese Nachfrage abhängt, d. h. wenn sie einmal feststellen würde, daß es sich im Kapitalismus immer nur um kaufkräftige Nachfrage handelt, würde mit einem Male die ganze Problematik der liberalistischen Theorie offenbar werden; sie muß nämlich immer von einer bestimmten ursprünglichen Aufteilung der Daten ausgehen und über die Richtigkeit dieser ursprünglichen Datenaufteilung, die im Kapitalismus eben das Monopol einer Klasse an den Produktionsmitteln ist, kann der Liberalismus gar nichts aussagen. Er kann immer nur aus einer bestimmten Datenverteilung weiteres schließen.

Mir scheint, um nunmehr zum Ausgangsgedanken zurückzukehren, daß durch diese eigenartige Lösung und wirkliche Auflösung des Wertproblems in der Nationalökonomie und noch durch eine Reihe anderer Umstände eine eigentümliche optische Täuschung entstanden ist: Während die Klassiker mit Recht von der Lösung des Wertproblems, wie sie es sahen, die Lösung aller wirtschaftlichen Fragen erwarteten, die sie damals im Zusammenhang mit den Wertproblemen dargestellt haben, begeht man jetzt vielfach folgenden Fehler. Man erklärt: Nationalökonomie und wirtschaftswissenschaftliche Theorie ist lediglich der Bereich, der sich auf die sogenannte Werttheorie aufbaut, also sozusagen alles, was jenseits des „Angelpunktes“ liegt. Ich brauche nur einfach daran zu erinnern, daß diese Daten, von denen man ausgeht, ständig geändert

werden, und daß das eines der Hauptprobleme der Wirtschaftstheorie ist, zu zeigen, daß es eben unzulässig ist, das Gebiet der Wirtschaftswissenschaften auf dieses enge Gebiet einzuschränken. Wenn man diesen Schritt in der Konkretisierung der Daten weiterginge, würde man auch von dieser Seite her sehr bald zu einer befriedigenden Gesamtlösung kommen.

Ich will nur noch anfügen, daß dieses Problem der Daten noch von einer dritten und ernsteren Seite her akut wird. Denn im Privatkapitalismus, so kann man sagen, dient die Lösung des Wertproblems und überhaupt die Theorie der Wirtschaft im wesentlichen Erkenntniszwecken. Im Privatkapitalismus hat man nur sehr beschränkte Möglichkeiten, die gewonnene Erkenntnis tatsächlich in Wirtschaftspolitik umzusetzen. Das hängt von dem Maß der verschiedenen Interventionsmöglichkeiten ab. Aber gerade das Entscheidende, die wirtschaftliche Ertragsrechnung, macht der Kapitalist und jedes einzelne Wirtschaftssubjekt auch schon ohne Theorie. Dem Privatkapitalismus wird durch die Lösung des Wertproblems keinerlei praktische Hilfe geschaffen.

(Zurufe.)

Ich meine bloß dies: Er wirtschaftet jetzt ebenso schlecht oder gut wie vor hundert Jahren. In seiner Kalkulation, in seiner Ertragsrechnung hilft dem einzelnen Kapitalisten eine richtige Nationalökonomie fast ebenso wenig wie dem kapitalistischen System als Ganzem. Aber in dem Maße, in dem gemeinwirtschaftliche Rechnungsprobleme aktuell werden — und wir dürfen nicht vergessen, daß schon ein recht beträchtlicher Teil der Erde vor solchen Problemen steht und zunächst völlig ohne die Hilfe der theoretischen Ökonomie mit ihnen fertig werden muß —, in dem Maße wird es Aufgabe der nationalökonomischen Theorie, diese gemeinwirtschaftlichen Ertragsprobleme zu lösen. Nun weiß ich, Herr v. Mises wird meinen: Das sei eben eines der Ergebnisse der subjektiven Theorie, daß man in der Gemeinwirtschaft nicht rechnen kann. Aber da muß ich sagen: Man darf nicht in einem Atem von universeller Geltung der Wirtschaftsgesetze der subjektiven Theorie sprechen und sich rühmen, daß man sogar für das Mittelalter Gesetze abgeleitet hat, um die Richtigkeit der subjektiven Theorie zu erweisen — und dann nur eine einzige Wirtschaftsordnung von ihrem Geltungsbereich ausnehmen, nämlich die Planwirtschaft. Ich glaube, daß diese konkreten Rechnungs- und Ertragsprobleme auch aufs dringendste erfordern, daß man die subjektive Theorie in der Richtung ausbaut, daß man zusätzliche Daten typischer Natur aufstellt, d. h. daß man auf dem Wege der abnehmenden Abstraktion, den gegangen zu sein eines der hervorragenden Verdienste

7*

dieser Theorie ist, weiterschreitet. Dann, glaube ich, wird auch die subjektive Theorie von ihren Kritikern nicht mehr als so blutarm empfunden werden, wie dies jetzt tatsächlich der Fall ist. Unsere Theorie wird dann vielleicht auch den etwas suspekten Titel einer „subjektiven Theorie“ gegen eine „objektivere“ Bezeichnung eintauschen dürfen.

(Beifall.)

Dr. Rosenstein-Rodan (Wien):

Ich wollte zuerst über ein anderes Problem sprechen, das Herr Dr. Mackenroth berührt hat; aber ich möchte den Zufall, daß ich nach Herrn Dr. Zeisl spreche, benützen, um kurz zu betonen, daß ich in seinen Ausführungen prinzipielle Mißverständnisse, ja sogar Widersprüche zu seiner eigenen These gesehen habe. Was wir entwickeln wollen, sind Gesetze der reinen Theorie. Da müssen wir derart allgemeine Annahmen machen, daß sie alle möglichen geschichtlichen Strukturen umfassen. Für die Gesetze des Kapitalismus, also einer historisch konkreten Wirtschaftsform, müssen wir dann konkretere Aussagen hinzufügen. Das ist in allen Werken, ja in sämtlichen Lehrbüchern der modernen Schule seit 1870 betont worden, so daß ich einfach nicht verstehe, was Herr Zeisl da als Einwand gegen die reine Theorie gemeint hat. Wenn er gegen den Schluß wieder sagte, daß die reine Theorie nur dem Kapitalismus geholfen, für die Planwirtschaft aber nichts gegeben habe, kommt er mit sich selbst in Widerspruch; denn dieser Einwand wäre richtig, wenn die reine Theorie von allem Anfang an so konkrete Aussagen gemacht hätte, daß sie nur auf eine Wirtschaftsform angewandt werden könnten. — Ich habe in den Ausführungen von Dr. Zeisl nichts anderes erblicken können als eine Aufforderung, in der Anwendung der Theorie und der zunehmenden Konkretisierung ihrer Annahmen fortzuschreiten, was eine *Communis opinio* und der Zweck aller unserer Arbeit ist. Es gibt keinen Theoretiker der modernen Schule, der dem nicht a priori zugestimmt hätte.

Nun zu einem anderen Problem, dem Problem der Inhaltsbestimmung des Bedürfnisbegriffes. Es ist ein altes Problem, das z. B. M. Pantaleoni in der Einführung seiner *Principii di economia pura* 1889 an den Beginn seiner Erörterungen stellte. Er sagte da: Wenn wir vom Bedürfnisbegriff ausgehen, scheint sich zunächst ein Dilemma aufzutun, ob wir nämlich als Bedürfnis „alles Erstrebte“ definieren, das wäre eine Tautologie (womit noch nichts für die Unmöglichkeit der Anwendung gesagt ist); oder aber wir müssen den Bedürfnisbegriff inhaltlich irgendwie bestimmen. Die Darstellung der ganzen Pantaleonischen Ausführungen über diese Problematik hat unlängst A. Crosara in einem Buche Un tema

di economia, Padova 1930, zusammengefaßt. In der Schule von Lausanne hat sich dieses Dilemma auch gezeigt, und zwar in den zwei Phasen der Paretoschen Theorie. Pareto hat zunächst 1900 und in der italienischen Ausgabe der Manuale 1906 eine Theorie der Wahlakte vorgetragen, die als die Indifferenzlinientheorie bekannt ist, und in der französischen Ausgabe des Manuel 1909 seine Auffassungen in manchem modifiziert. Die Modifizierung betraf eben die psychologische Ausdeutung des Bedürfnisbegriffes. Er sagt in der Indifferenzlinientheorie, die die Periode von 1900 bis 1909 umfaßt, daß unsere Wahlhandlungen durch die Nutzvorstellungen bestimmt seien. Der Nutzen ist also das Primäre — er wird hier materiell („hedonistisch“) bestimmt —, der Wahlakt die Folge. Unter dem Einfluß der Antipsychologen, Behavioristen und unter dem Einfluß von Benedetto Croce hat er dann seine Auffassung dahin geändert, daß er meinte, die Wahlakte seien das primär Gegebene, und aus den erfolgten Wahlhandlungen deduziere man erst den Nutzen. Hier scheint der Nutzen- (also auch der Bedürfnis-) Begriff als „alles Erstrebte“ definiert. Wenn wir kurz dazu Stellung nehmen, können wir von dem allgemeinen Satz, der von keiner psychologischen Schule bestritten ist, ausgehen, daß es im allgemeinen zwei Arten von Handlungen gibt: überlegtes, reflektiertes, „rationales“ Handeln und ein nichtüberlegtes, triebhaftes, impulsives, instinktives Handeln. Beim überlegten, reflektierten, „rationalen“ Handeln erwägen wir immer die Alternativen, wir haben immer eine Zweckvorstellung. Nur beim impulsiven, triebhaften Handeln fehlt diese Zweckvorstellung vor dem Wahlakt. Was die reinen Theoretiker implizite gemeint haben, ist nur, daß in der Wirklichkeit das Ausmaß der überlegten Handlungen, das Abwägen der Alternativen, überwiege, und nicht etwa, daß es überhaupt keine unbedachten impulsiven Handlungen gebe. Es ist auch leicht einzusehen, daß jener Teil der Handlungen, die nicht streng überlegt sind, nicht streng gemäß einem vorher aufgestellten Plan auftreten, auch ohne weiteres verstehbar ist. Es gäbe nur kein Wirtschaften, wenn alle Handlungen so wären; denn jedes Wirtschaften meint ein Handeln auf Zeit hinaus, ein vorsehendes, planmäßiges Handeln, während dieses unüberlegte Handeln eben ein typisches Handeln aus dem Zeitpunkt für den Zeitpunkt, das rationale oder wirtschaftliche Handeln hingegen Handeln aus einem Zeitpunkt, in dem wir einen Wirtschaftsplan aufstellen, für eine Zeitperiode, für eine Dauer ist.

Es dürfte zu weit führen, hier diesen ganzen Problemkreis zu Ende durchzudiskutieren — ich möchte nur an dem Beispiel der Preisbildungs- und Preisveränderungstheorie meine Stellung hierzu andeuten. Vorher aber sei wiederholt, daß all diese Diskussionen über den Inhalt des Bedürfnisbegriffs nichts Neues darstellen. Es ist deswegen sehr bezeichnend,

wenn nach all diesen Diskussionen alle Theoretiker, die von der modernen Psychologie beeinflusst sind — Davenport, Fetter, Knight, die alle Gegner des Hedonismus sind —, klar ausgesprochen haben, daß sich kein einziger Satz der Grenznutzentheorie ändert, wenn man die psychologische Grundlegung der ökonomischen Theorie in Begriffen einer modernen fachpsychologischen Schule entwickelt. Es gibt auch eine fachpsychologische Untersuchung von Z. Cl. Dickinson: *Economic Motives*, Cambridge 1923, die klargelegt hat, daß, wenn man den Hedonismus auch vollkommen abändert, durch die Einführung der modernen behavioristischen Erklärung nicht ein einziges Gesetz der reinen Theorie geändert zu werden braucht.

Über den Bereich der zwei Bedürfnisbegriffe, des einen, des tautologisch gefaßten Begriffsinhalts als „alles Erstrebte“, und des anderen materiell definierten, möchte ich noch folgendes sagen. Wir haben heute vielfach vernommen, z. B. von Herrn Engländer, daß die österreichische Schule manches Problem nicht gelöst hätte. Er hat die Forderung von Herrn v. Mises nicht beachtet, daß man auch die Ergebnisse der letzten Zeit zu berücksichtigen habe. Er hat einfach unter der österreichischen Schule die Schule bis 1914: Menger, Böhm-Bawerk, Wieser verstanden und hat sich selbst vergessen, ebenso die Arbeiten von Hans Mayer und Schönfeld, die die moderne Position der neuen Wiener Schule verkörpern. Da an diesem Beispiel der verschiedenen Problemstellung in der älteren und neueren Wiener Schule einerseits und der klassischen und Lausanner Schule andererseits die Rolle des Bedürfnisbegriffes klarer hervortritt, sei es mir erlaubt, ein paar Minuten dabei zu verbleiben. Ich möchte die Position der modernen Schule kennzeichnen als eine Synthese zwischen der Position der Lausanner und der Wiener Schule und nicht als eine Synthese der objektiven und subjektiven Theorie, weil sowohl die eine als auch die andere sowohl objektive als auch subjektive Erklärungselemente benützt und ich überhaupt keine einzige Theorie gegenwärtig habe, die nur subjektivistisch gerichtet ist. Aber die Problemstellung und das Erkenntnisziel beider Schulen, der Lausanner und der alten österreichischen Schule, waren grundverschieden. Die Lausanner Schule interessiert in erster Linie das Austauschverhältnis der verschiedenen Preise im erreichten Gleichgewichtszustand, d. h. das Interdependenzverhältnis der Preise und Werte im erreichten Gleichgewichtszustand. In dieser Beziehung ist die Lausanner Schule in der Problemstellung der klassischen Theorie, der Arbeitswerttheorie von Ricardo völlig analog. Auch sie interessiert nur das Preisverhältnis der verschiedenen Güterarten im erreichten Gleichgewichtszustand, und dieses Preisverhältnis hat sie durch die Arbeitswerttheorie ermitteln wollen. Wie aber und auf welchem Wege

dieser Gleichgewichtszustand erreicht wird, hat weder die Lausanner Schule noch Ricardo interessiert, und das war eigentlich das Erkenntnisziel und der Zentralpunkt der älteren österreichischen Schule, nicht der „Preis Aufbau“, auch nicht der Zusammenhang der Preise, wenn der Gleichgewichtszustand bereits erreicht war, sondern der Weg, auf dem man zum Gleichgewicht kommt. Die Preisbildung war das zentrale Problem.

Nun schließen sich natürlich beide Probleme nicht nur nicht aus, sondern die Preisbildung ist das erste und der Preis Aufbau das zweite Kapitel, und wie diese Synthese vorgenommen wird, ist die charakteristische theoretische Position der modernen Wiener Schule. Es ist kein Zufall, daß z. B. die Lausanner Schule das Gesetz vom Ausgleich des Grenznutzenniveaus in jener charakteristischen Formulierung gebraucht hatte, die das Gleichgewicht bereits voraussetzt, jener Form, die — wenn man selbst die Kontinuität zugäbe — als nichts anderes erscheinen würde denn als eine morphologische Beschreibung des erreichten Gleichgewichtszustandes und das paßt auch in die Lausanner Schule, während die alte österreichische Schule, die nicht den Preis- und Wertzusammenhang im erreichten Gleichgewichtszustand, sondern den genetischen Weg bis zur Erreichung des Gleichgewichtszustandes analysiert, dieses Gesetz schon deswegen nicht so formulieren konnte, weil der Ausgleich des Grenznutzenniveaus gar nicht das Ziel der handelnden Wirtschaftssubjekte ist. Er ist das ungewollte Resultat ihrer Handlungen, welches sich am Schlusse ergibt, die Zweckvorstellung aber, die das handelnde Wirtschaftssubjekt damit verbindet, ist etwas anderes.

Nun meine ich, daß die Preisbildungs- oder Wertbildungstheorie und die Wertveränderungstheorie zweier verschiedener Annahmen bedürfen und mit etwas verschiedenen Hypothesen arbeiten, und daß in der Theorie der erstmaligen Preisbildung der Nutzbegriff nicht tautologisch gefaßt werden darf, während man in der Preisveränderungstheorie, wo man von Erfahrung her weiß, was man will, den Bedürfnisbegriff in der abgekürzten Form benutzen kann, indem man es tautologisch als „alles Erstrebte“ definiert.

(Beifall.)

Privatdozent Dr. Egner (Leipzig):

Ich möchte auf das zurückkommen, was Herr Mackenroth ausführte. Mir scheint, daß ein Kardinalpunkt, mit dem er begann, nicht genügend gewürdigt wird, nämlich seine These, daß die psychologische Fundamentierung der Wertlehre notwendig, besonders bei Herrn v. Mises, auf politische Postulate hinauslief. Er hat das sogar ziemlich scharf formu-

liert, und zwar sagte er: Es kommt meines Erachtens nicht auf die Formulierung an, denn die politische Konsequenz liegt schon ohne weiteres im Ansatzpunkt der Grenznutzenlehre.

(Dr. Mackenroth: Das habe ich nicht gesagt. Ich habe gesagt: Die subjektive Wertlehre in der Formulierung von Herrn Dr. Morgenstern führt nicht notwendig auf die Deduktion rationaler Politik, sie führt z. B. bei Herrn v. Mises dazu, aber nicht notwendig!)

Dann habe ich Sie mißverstanden. Auch ich wollte nur soviel sagen — und insofern nicht gegen Sie reden —, daß eine bestimmte Position der Grenznutzenlehre immer implizite schon zu einer Wertung der gegebenen Wirtschaft hinführt, daß sie eine Rechtfertigung des kapitalistischen Systems voraussetzt. Demgegenüber ist es mir aber merkwürdig, daß dieselben politischen Konsequenzen sich auch bei Cassel ergeben, auf dem Sie (Dr. Mackenroth) gewissermaßen fußen, daß Cassel, der gerade diese Wertlehre unter den Tisch fallen läßt, zu genau denselben Konsequenzen kommt, nämlich: Absolutsetzung des gegebenen Systems.

Diese Gemeinsamkeit bei einem Teil der Grenznutzenleute und bei Cassel scheint mir nicht zufällig zu sein, sondern im Ansatz der Theorie begründet zu liegen. Und zwar glaube ich, im empirischen Ansatz liegt das Übel, weil man die Tatsachenwelt als gegeben hinnimmt und sich fragt: Wie können wir diese Tatsachen erklären? In solchem Falle muß man notwendig unter einem einseitigen Gesichtswinkel, d. h. perspektivisch an die Tatsachen herangehen. Das hat die ganze neuere Philosophie gezeigt, das können Sie bei Scheler, Litt, Mannheim usw. lesen. Unsere Schau der gegebenen Tatsachenwelt ist stets wertbetont, damit perspektivisch. Die Seinsgebundenheit des Denkens besteht zwar sicher nicht. Darin liegt ein Irrtum. Natürlich ist die Vernunftstruktur des Menschen absolut. Insofern können wir immer sagen: a ist a. Aber sobald wir in die gegebene Tatsachenwelt kommen, haben wir notwendig metaphysische Voraussetzungen und werten wir verschieden. Infolgedessen können wir von der Tatsachenwelt aus nie zu allgemeingültigen Theorien kommen. Das ist die gemeinsame Grundcrux beim Marxismus, bei Cassel und bei einem großen Teil gerade der älteren Grenznutzenlehre. Sie braucht es aber nicht zu sein, besonders nicht bei der modernen Formulierung der letzteren, wenn man sie nicht als empirisch-psychisch fundamementiert, sondern als auf gewisse apriorische Tatbestände des Bewußtseins zurückgehend auffaßt. Man kann eine notwendige Aussage über eine konkrete Wirtschaft nur machen, wenn man etwas Festes unter den Füßen hat. Damit gehe ich nun gegen Dr. Mackenroth an, der behavioristisch vorgehen will und damit eine Wirtschaft der Kaninchen oder Bienen auf-

zieht. Dabei wird übersehen, daß es gilt, die Wirtschaft zu begreifen aus der Bewußtseinsstruktur, aus der Vernunft des Menschen.

Wir brauchen etwas, was daraus allgemeingültig und ohne zeitliche Bindung abzuleiten ist. Insofern muß ich mich auch gegen das wenden, was Herr Professor Colm gesagt hat. Er will etwas Ähnliches wie ich, möchte dies aber soziologisch aufgefaßt wissen. Soziologie ist stets nur Erfahrungswissenschaft. Infolgedessen kann man soziologisch nie ein allgemeingültiges, über den Zeiten stehendes Fundament gewinnen.

(Colm: Dann dürfen Sie Scheler nicht zitieren!)

Natürlich. Ich bin absolut nicht durchgängig von Scheler abhängig. Auf der anderen Seite kann ich mich auf Husserl berufen, der sagt, daß alle Tatsachenwissenschaft nur möglich ist auf einer universalen Ontologie jeglichen Seins. So kann Wirtschaftswissenschaft nur auf einer Wirtschaftsontologie fundamentiert sein. Erst dann können wir über alle die Streitpunkte, die heute im Zentrum des Interesses stehen, hinwegkommen. Denn die Ontologie klärt das, was ich die Seinsweise der Wirtschaft nenne. Bei allem Streit um den Sozialismus und um das, was Herr Professor v. Mises durch seine Untersuchungen über die Wirtschaftsrechnung beweisen will, handelt es sich doch immer um die Streitfrage: Welches sind die Seinsmöglichkeiten der Wirtschaft? Solange wir darüber nichts Prinzipielles wissen — das kann man nicht aus der Erfahrung der kapitalistischen Wirtschaft ableiten —, solange kommen wir überhaupt nicht weiter.

Wir müssen also an die Vernunftstruktur anknüpfen. Hierfür haben wir aber in der Wertlehre bereits das Fundament — oft heute psychisch verbrämt, was dem Sinn dieser Wertlehre zuwiderläuft —, immerhin den ontologischen Ansatzpunkt, um empirisches Geschehen darunter erfassen zu können. Back hat in seiner Schrift über den Streit um die Wertlehre gesagt, daß es sich bei der Wertlehre um ein Bezugssystem handelt, unter dem man das Konkrete zu begreifen hat. Erst von solch einer rein ökonomischen Gesetzmäßigkeit im Gegensatz zur politischen Ökonomie der kapitalistischen Wirtschaft kann man an die Preislehre erfolgreich herankommen. Allerdings glaube ich, daß man noch etwas dazwischen schalten muß, daß wir einen Produktionsumweg machen, nämlich im Prinzip die Seinsweise der Wirtschaftsordnung begreifen müssen. Sobald wir die ewigen oder zeitlosen Wertgesetze kennen und wissen, was überhaupt jede Wirtschaftsordnung für Möglichkeiten gibt, können wir erst zu erkennen versuchen, inwiefern die Preisgesetze in der gegenwärtigen Wirtschaft spezifisch für die kapitalistische Wirtschaft sind und wo wir die kapitalistischen Wirtschaftsprinzipien aufgeben.

Uns zu solcher Einsicht zu verhelfen, das ist die zentrale Funktion der Wertlehre, und diese sehe ich in der Grenznutzenlehre der modernen Formulierung zum Teil schon erfüllt.

(Beifall.)

Professor Dr. **F. Schmidt** (Frankfurt a. M.):

Meine Herren! Gestatten Sie, daß ich als Betriebswirtschaftler kurz über den Stand der Wertlehre im Bereich der Betriebswirtschaftslehre berichte. Die Betriebswirtschaftslehre als jüngere Schwester der Volkswirtschaftslehre wäre heute wahrscheinlich noch das, wofür viele unter Ihnen sie halten, eine Betriebstechnik, wenn nicht die wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte uns gezwungen hätte, selbständig auf dem Gebiet der Werttheorie zu arbeiten. Bei aller Bewunderung für die vielseitige und gründliche Filigranarbeit in der Wertlehre der Volkswirtschaft zeigte sich doch, daß wir damit nicht imstande waren, viele wichtige, konkrete Fragen der Wirtschaftspraxis klarzustellen.

Die Betriebswirtschaftslehre arbeitet zwischen Volkswirtschaftslehre und Wirtschaftspraxis. Wir müssen dem Unternehmer, dem beruflich geschulten Homo oeconomicus, Antwort auf ganz bestimmte Fragen geben und dürfen in der Abstraktion nicht so weit gehen wie der ungebundene Volkswirt. Wir dürfen aber nicht vergessen, was wir der Werttheorie unserer Schwesterwissenschaft verdanken. So muß ich insbesondere dankbar bekennen, daß die Wertlehre der Grenznutzenschule unserer praktischen Arbeit die beste Unterstützung geboten hat. Das wird schon dadurch gekennzeichnet, daß ein Wiener Professor dieser Schule sehr früh das grundlegende Werk über die Reklame, die Kunst der Bedürfnisbeeinflussung, geschrieben hat. Der Unternehmer jedenfalls weiß, daß die Wertbildung seiner Waren ganz von der Gestaltung der Bedürfnisse seiner Kunden abhängig ist. Wohl und Wehe des Betriebes hängt davon ab, daß die gesamte Betätigung im Umsatzprozeß auf ein Optimum der Bedürfnisbefriedigung gerichtet ist. Die Lösung der Frage, wie Bedürfnisse entstehen und wie sie zu messen sind, überlassen wir gern den fachkundigeren Psychologen, die uns leider bisher nur wenig sagten. Der Unternehmer als Verkäufer entwickelt sich durch die Spezialisierung auf ganz bestimmte Märkte und Menschengruppen zu einem praktischen Psychologen, der oft auch mit schwierigen Problemen in der Schnelligkeit fertig wird, die für ihn unerlässlich ist. In der betriebswirtschaftlichen Marktanalyse liegen bereits umfangreiche praktische Versuche vor, die Wertbildung durch Bedürfniserforschung für Einzelprodukte zu klären.

Andererseits muß ich darauf hinweisen, daß die Grenznutzenlehre der Betriebswirtschaft nur unzureichende Grundlagen für die Kostenprobleme bieten kann. Die Zurechnungslehre wirkt doch nur sehr indirekt. Wir sehen, daß auch der Kostenpreis ein ausgehandelter Wert ist, der bei dem Hauptkostenfaktor Lohn auch subjektiv bedingt ist, weil der Arbeitende, wie Liefmann betont, den Nutzen des Lohnes mit der entstehenden Arbeitsmühe vergleicht. Bei der für uns im Vordergrund stehenden kontinuierlichen Produktion kann ein Gut zwar infolge höherer Nutzenschätzungen einen wesentlich höheren Wert haben als seine Kosten, aber die Konkurrenz führt doch dazu, den Preis immer wieder durch Vermehrung der angebotenen Menge an die Kosten anzunähern. Die reine Kostenwerttheorie ist deswegen nicht haltbar, weil bei mangelnder Nachfrage, also unzureichenden Bedürfnissen, der Preis sehr oft unter die Kosten sinkt und damit eine Ausmerzungen überschüssiger Produktion betrieben wird. Da andererseits nicht zu leugnen ist, daß seltene Güter oft keinerlei Kosten bedingen und trotzdem hohen Wert besitzen, so müssen auch wir anerkennen, daß die letzte Ursache aller Wertbildung im Vorhandensein mit Kaufkraft verbundener Bedürfnisse liegt. Das kann uns nicht hindern, auch das Prinzip der Knappheit von Cassel in der Erklärung des Gewinnes und der Rente zu bewerten. Wir sind bei unserer Aufbauarbeit darauf angewiesen, brauchbare Erkenntnisse jeder Theorie zu entnehmen, die uns solche bietet.

In einem wichtigen Punkte scheint mir ein wesentlicher Unterschied der betriebswirtschaftlichen Wertlehre sehr deutlich erkennbar zu sein. Wir Betriebswirtschaftler sind ausgesprochen dynamisch eingestellt, während die volkswirtschaftliche Werttheorie in der Hauptsache statisch denkt und arbeitet. Zwar steht der Betriebswirtschaftler bei der Wertlehre für die Vermögensbilanz auch vor dem Problem, die richtigen Werte eines Augenblicks zu bestimmen, aber andererseits bezieht sich Kalkulation und Erfolgsrechnung auf den Zeitraum. Es gilt hier neben dem Wert auch die Wertveränderung zu erfassen. Da die Unternehmung anders denn als Glied der Marktwirtschaft nicht verstanden werden kann, so sind für den Betriebswirtschaftler die Marktwerte viel wichtiger als die subjektiven Einzelschätzungen. Marktpreis und Marktwert fließen ineinander. Preis ist der ausgehandelte objektive Marktwert, und Wert ist der wegen Fehlens von Umsätzen geschätzte Marktpreis.

Wenn in der Betriebswirtschaftslehre zuerst die Bewertungslehre im Vordergrund des Interesses stand, die vorzugsweise statisch orientiert ist, so hat sich allmählich die Theorie der Wert- und Preisveränderungslehre entwickelt. Wollen wir preispolitisch richtig handeln, so gilt es Preis, Kosten, Produktmenge und Betriebsgröße einer gegebenen

Marktsituation anzupassen. Die Finanz- und Kapitalpolitik der Betriebe muß auf der Schätzung zukünftiger Werte aufgebaut werden, die auch schon bei jeder an die Zeit gebundenen Produktion eine Rolle spielen. Die Betriebswirtschaft unterscheidet heute sehr verschiedene Wertarten, je nach Zeit und Markt. Wir sprechen von Kosten- oder Beschaffungswerten im Gegensatz zu Absatz- oder Verkaufswerten und wissen, daß beide durch eine Gewinnspanne voneinander getrennt sind. Daneben steht der Ertragswert als Wert der Rente eines Gutes oder eines Güterkomplexes, insbesondere der Unternehmung. Diese Wertarten können wieder in materielle und immaterielle zerlegt werden. Nach der Zeit der Entstehung sprechen wir von Werten des Anschaffungstages und des Umsatztages wie auch des Wiederbeschaffungstages. Dabei hat sich die Frage, ob Bilanz und Kalkulation mit Anschaffungswerten oder Tagesbeschaffungswerten rechnen sollen, zum theoretischen Kernproblem der Betriebswirtschaft entwickelt, um das noch viel gestritten wird. Immerhin ist doch bereits soviel klar gestellt, daß der gesamte Wirtschaftsablauf ein anderer sein muß, wenn man von einer Wertart zur anderen übergeht. Die Anwendung des Tagesbeschaffungswertes am Umsatztage bei der Bestimmung von Preis und Gewinn macht die Wirtschaft um die zwischen Anschaffungstag der Kostenteile und dem Umsatztag liegende Zeitspanne reaktionsfähiger gegenüber jeder Änderung der Wirtschaftslage. Ich selbst habe den Versuch gemacht, aus der mit der Anschaffungswertrechnung verbundenen geringeren Anpassungsfähigkeit der Wirtschaft eine Erklärung für die Entstehung der Industriekonjunktur abzuleiten. Leider hat die volkswirtschaftliche Kritik kaum bemerkt, daß es sich dabei um ein Problem der Wertlehre handelt. Man begnügte sich meist mit der Ablehnung unter dem Hinweis, daß es doch auch noch viele andere Konjunkturursachen neben dieser wirtschaftlichen Fehlrechnung gäbe. Das habe ich nie gelehrt und ausdrücklich betont, daß meine Ausführungen sich nur auf die Industriekonjunktur der Vorkriegszeit beziehen. Der vorstehende kritische Einwand macht gleichzeitig den zweiten, mehrfach gehörten gegenstandslos. Man sagte, wenn aus Fehlrechnung falsche Preisbildung und Kapitaldisposition entstehen solle, so müsse doch erst durch eine andere Bewegung ein Unterschied zwischen Anschaffungs- und Tagesbeschaffungspreis entstanden sein. Das ist richtig, aber die wirtschaftlichen, von mir ausdrücklich anerkannten Verschiebungen der Produktivität, der Bedürfnisse, der Saison, Mode, Währung usw. geben solchen Anstoß, der dann durch Fehlrechnung zur übertriebenen Anpassung führt.

Lassen Sie mich schließen mit dem Wunsche, daß auf seiten der volks-

wirtschaftlichen Forscher unsere vielfach noch primitive und robuste werttheoretische Arbeit in Zukunft etwas mehr Beachtung finde. Ich erhoffe von ihr und Ihrer auf das Grundproblem eingestellten Kritik viele Vorteile. Vielleicht aber ergibt sich auch für die volkswirtschaftliche Werttheorie ein erheblicher Nutzen, weil unsere Problemstellung dazu zwingt, sich voll und ganz mit den Tatsachen des wirtschaftlichen Lebens auseinanderzusetzen.

(Beifall.)

Professor Dr. **Helander** (Nürnberg):

Es ist wiederholt von dem Gegensatz zwischen subjektiver und objektiver Wertlehre gesprochen worden. Ich möchte versuchen, an diesem Gegensatz etwas zu rütteln. Als Hauptbeispiel der objektiven Wertlehre ist die Arbeitswerttheorie mehrfach genannt worden. Ich glaube, daß man die Arbeitswerttheorie vielleicht am besten verstehen kann als das wirtschaftspolitische Dogma der sozialistischen Auffassung, also der Auffassung, die das Wirtschaftsleben organisiert haben will, wie es der Arbeitswerttheorie entspricht. Wenn man die Arbeitswerttheorie so auffaßt, ist der Einwand von Amonn gleich richtig und gleich falsch. Der Einwand, daß damit die tatsächlichen Austauschverhältnisse im kapitalistischen Wirtschaftsleben nicht vereinbar seien, ist vollkommen richtig. Aber das ist für eine Theorie, die eine sozialistische Gesellschaft erklärt, eigentlich selbstverständlich. Im allgemeinen wird Sozialismus definiert als Aufhebung des Privateigentums an Produktionsmitteln. Mit dieser juristischen Auffassung können wir in den Wirtschaftstheorien nicht allzuviel anfangen. Ich möchte nun für meine Definition in Anspruch nehmen, daß sie den Vorteil hat, eine wirtschaftliche zu sein. Dabei wird sich zeigen, daß wir die Marxsche Mehrwerttheorie in diese Definition ohne Schwierigkeit einordnen können. Auch die ganzen Arbeitsgeldtheorien können wir mit dieser Definition erfassen.

(v. Hayek: War Ricardo auch ein Sozialist?)

Ricardo wollen Sie doch nicht als konsequenten Arbeitswerttheoretiker betrachten!

(v. Hayek: Im wesentlichen doch.)

Ich glaube nicht.

(v. Hayek: Er war zu seiner Zeit der konsequenteste!)

Ich darf vielleicht fortfahren: Ich hoffe, daß das, was ich eigentlich sagen will, im Verlauf meiner ganzen Ausführungen noch klarer hervortritt. Wenn diese sozialistische Auffassung also als das wirtschafts-

politische System der Arbeitswerttheorie aufgefaßt wird, so steht dem gegenüber, daß wir im kapitalistischen Wirtschaftssystem als grundlegendes Problem die Marktorientierung entsprechend der ganzen kapitalistischen Wirtschaft haben. Ich möchte da, so sehr ich im übrigen mit den ganzen Ausführungen von Herrn Kollegen Spiethoff zusammengehe, bei einem Punkte ein kleines Bedenken anführen. Kollege Spiethoff sagte, man brauche die Wertlehre, weil lange Perioden ohne Markt und Preis vorhanden gewesen wären. Ich habe hiergegen ein Bedenken. Ich glaube, daß das zwar vielleicht ein theoretisch lehrreiches Gedankenexperiment sein kann, aber es ist wohl nach Ihrer eigenen Auffassung etwas gefährlich, hier einen historisch systemfremden Gesichtspunkt in das vorkapitalistische Zeitalter hineinzuzinterpretieren. Und nichts anderes bedeutet es, wenn Sie die Gesichtspunkte des kapitalistischen Marktes auf vorkapitalistische Wirtschaftsperioden übertragen würden.

Nun gibt es an sich in jedem Wirtschaftsleben überhaupt eine kleine Anzahl logisch notwendiger Wirtschaftsfaktoren. Nehmen Sie den kapitalistischen Lohnarbeiter. Abstrahieren Sie diesen Begriff um noch einen Grad, so bekommen Sie den Begriff etwa der ausführenden Arbeit überhaupt. Abstrahieren Sie den Begriff des Kapitals um noch einen Grad, so bekommen Sie den Begriff des Produktionsmittels überhaupt. Beide Begriffe gelten also nicht allein im kapitalistischen Wirtschaftssystem. Sie können noch eine kleine Anzahl ähnlicher Begriffe weiter abstrahieren und bekommen damit diejenigen Erscheinungen, die notwendige Bestandteile einer jeden Form von Wirtschaftsleben überhaupt sind. Diese Wirtschaftserscheinungen können nun alle wirtschaftspolitisch verabsolutiert werden, also in der Forderung: das und das soll grundlegendes Prinzip eines bestimmten wirtschaftspolitischen Systems sein. Ein Beispiel davon ist die Verabsolutierung der Arbeit als grundlegendes Prinzip eines wirtschaftspolitischen Systems, das wäre ein eventueller sozialistischer Zukunftsstaat. Ein anderes Beispiel ist die Verabsolutierung des Umsatzes überhaupt. Damit haben Sie das, was in dem kapitalistischen Wirtschaftssystem charakteristisch ist, nämlich die Orientierung nach dem Markt und vornehmlich nach der Verzinsungsmöglichkeit des Kapitals auf dem Markt. Sie können also diese kleine Anzahl logisch notwendiger Wirtschaftsfaktoren alle wirtschaftspolitisch verabsolutieren. Es würde keine logischen Schwierigkeiten bereiten, vielleicht sogar wirtschaftspolitische Systeme zu entwickeln, die an sich noch gar nicht vertreten worden sind. Aber es handelt sich um keine unendliche Gedankenflucht, sondern nur um Umdenken in verschiedene wirtschaftspolitische Systeme, gebildet nach dieser kleinen Anzahl von an sich in jedem Wirtschaftsleben notwendigen Faktoren. Die sind an sich verabsolutierbar. Hier ist wirklich

das Wertprinzip — da begegne ich mich mit Kollegen Colm — der Angelpunkt der wirtschaftlichen Organisation eines bestimmten Wirtschaftslebens. Ein sozialistischer Zukunftsstaat würde in diesem Falle organisiert sein nach dem Arbeitswert als entscheidend für das, was in einem sozialistischen Staate vorhanden sein muß. Ebenso haben wir in dem kapitalistischen Zeitalter eine bestimmte Orientierung nach der Marktwerttheorie, wie sie die österreichische Schule und die mit ihr verwandten Schulen in logischer Geschlossenheit entwickelt haben. So werden wir also dasjenige Wirtschaftsleben, das wir um uns herum sehen, soweit es das kapitalistische Wirtschaftsleben ist, völlig verstehen können. Daß ein so systemfremder Gedanke, wie ihn die Arbeitswerttheorie darstellt, dabei überhaupt nicht berücksichtigt werden kann, wenn wir die kapitalistische Wirtschaft erklären wollen, scheint mir selbstverständlich.

Die Frage ist nun: Was bedeutet diese weite Gedankenflucht mit verschiedenen Wertprinzipien, die ich an sich dabei anerkennen könnte? Ich glaube, es bedeutet, daß man hierbei die an sich größere Möglichkeit hat, verschiedene Arten von Wirtschaftssystemen überhaupt, die vorgekommen sind oder die denkbar sind, zu erklären. Man hat den weiteren Vorteil, daß hier sehr verschiedene Wertprinzipien in einem höheren Sinne ohne schwächliches Kompromiß logisch vereinbar gemacht werden könnten und hier vielleicht die Möglichkeit zu schaffen wäre, daß sich die verschiedenen Theoretiker soweit gegenseitig verständigen könnten, daß bei der Konfrontierung der verschiedenen werttheoretischen Systeme nicht unbedingt das Wort „Idiot“, ausgesprochen oder unausgesprochen, vorkommen müßte. Man hätte hierbei nämlich die Möglichkeit, diese verschiedenen Schulen in einer höheren Synthese zusammenfassen zu können. Das hätte den Vorteil, daß es eine wirtschaftliche Synthese wäre, während ich in dem Gegensatz: subjektive und objektive Wertlehre letzten Endes nicht allein etwas Wirtschaftliches sehen kann. Dagegen werden Sie mir ohne weiteres zugeben, daß diese verschiedenen Systeme doch wirklich alle wirtschaftliche Systeme sind. Ist das Einteilungsprinzip wirtschaftlich, gehe ich von einer wirtschaftlichen Gesamtheorie aus, so kann ich diese verschiedenen Systeme vereinbar machen.

Ich darf, damit ich nicht mißverstanden werde, das Wort „wirtschaftspolitisch“ noch etwas weiter interpretieren. Das Wort „wirtschaftspolitisch“ darf nicht etwa so mißverstanden werden, daß ich mich von der Wirtschaftstheorie dabei entferne. Hier ist die Aufgabe vielmehr, verschiedene Systeme, die der einzelne als wirtschaftspolitisches Subjekt vielleicht bewertet, bejaht oder verneint, zusammenzustellen und zu versuchen, sie theoretisch zu erklären. Dabei komme ich in verschiedene Wirtschaftsorganisationen hinein, zu denen ich an sich persönlich in

keiner Weise Stellung nehme. Ich brauche an sich nicht Sozialist zu sein, wenn ich meinewegen das Arbeitswertprinzip als gedankliches Orientierungsmittel vorläufig akzeptiere, um einen sozialistischen Zukunftsstaat eventuell zu verstehen. Ebenso kann ich das, was die österreichische und ihr verwandte Schulen in solcher logischen Geschlossenheit entwickelt haben, akzeptieren und damit das tatsächliche Wirtschaftsleben, soweit es kapitalistisch ist, erklären. Ich glaube, daß manches, was z. B. in der Sozialpolitik usw. heute gemacht wird und was zur Umgestaltung des Wirtschaftslebens heutzutage schon gehört, nur noch erklärt werden kann durch das Arbeitswertprinzip als sozialistisches Prinzip. Die bekannte Theorie von Eduard Heimann führt ja direkt zu ähnlichen Gedankengängen.

Ich bin der festen Überzeugung, daß wir hierbei eine Möglichkeit haben, über den Gegensatz zwischen subjektiver und objektiver Wertlehre hinwegzukommen. Ich finde hier sonst keine andere Möglichkeit als ein Kompromiß. Wenn wir aber versuchen, diesen Gegensatz aufzulösen in seine rein wirtschaftlichen Bestandteile, so werden wir es in größerem Zusammenhang doch erreichen können, zu einer Synthese auch in der Wertlehre zu kommen; denn Sie sind wohl mit mir einig, wenn ich sage, daß, so groß die Gegensätze auch sein mögen, wir doch alle das Bedürfnis haben, zu einer Synthese der Gegensätze zu gelangen.

(Beifall.)

Professor Dr. **Lederer** (Berlin):

Ich hätte gern zu den Fragen gesprochen, die Herr Engländer erörtert hat. Mit Rücksicht auf die vorgerückte Zeit will ich mich aber darauf beschränken, einige Bemerkungen zu den Ausführungen von Herrn v. Mises zu machen.

Nur möchte ich noch vorher einige Sätze zu der These von Sven Helander sagen, da er mich direkt apostrophierte. Seine These ging dahin, daß die Arbeitswertlehre das wirtschaftspolitische Dogma der sozialistischen Auffassung sei. Danach soll also nach Auffassung der sozialistischen Lehre das Wirtschaftsleben so organisiert werden, wie es aus der Arbeitswertlehre folgen würde. Dieser Meinung kann ich mich nicht anschließen, weil ich nicht glaube, daß die Arbeitswerttheorie ein Organisationsprinzip gibt. Die wichtigsten Fragen der Wirtschaftsgestaltung sind ja die der Akkumulationsrate und der Verteilung des Einkommens, also der Gestaltung der Einkommenspyramide. In diesen wichtigsten Fragen gibt die Arbeitswertlehre aber keine Direktive (selbst nach Marx enthält ja der Lohn ein soziales und historisches Element), und deshalb

glaube ich auch nicht, daß die wirtschaftspolitischen Postulate der Sozialisten, die überdies voneinander differieren, aus der Arbeitswertlehre abgeleitet werden können.

Einige Bemerkungen zu dem von Herrn v. Mises Ausgeführten scheinen mir schon erforderlich zu sein, um den Spielraum zu wahren, der dem wissenschaftlichen Denken gegeben werden muß. Herr v. Mises hat von seinen wissenschaftlichen Gegenspielern ein Bild gemalt, das mich an die Karikaturen im Moskauer Kulturpark erinnerte. Diese stellen den Offizier, den Grundbesitzer, den Kapitalisten usw. dar mit einer karrikaturistischen Überhöhung bestimmter Merkmale, sicher aber nicht mit der Absicht realistischer Erfassung. Genau so erschien mir das Bild, das v. Mises von dem marxistischen Gedankensystem entworfen hat. Wenn er mit Recht forderte, daß jede Theorie von dem heute erreichten Niveau dargestellt und erörtert werden bzw. kritisiert werden müsse, so muß ich diese berechtigte Forderung auch ihm gegenüber erheben. Wenn sich Herr v. Mises die Mühe nehmen würde, einmal die vor kurzem herausgegebene Schrift von Marx „Nationalökonomie und Philosophie“ zu lesen, die genau vor neunzig Jahren geschrieben wurde, so wird er mir zugestehen müssen, daß sein eigenes Bild von der sogenannten materialistischen Geschichtsauffassung eine unerträgliche Versimpelung eines schon vor neunzig Jahren außerordentlich differenzierten und, wie man wohl zugeben muß, fruchtbar vorgetragenen Grundgedankens ist. Es geht auf die Dauer nicht an, die verballhornten und banalisierten Popularisierungen dieser sehr schwierigen Geschichtstheorie oder, wenn Sie wollen, Geschichtsphilosophie als Grundlage der Polemik zu wählen.

Was soll man gar dazu sagen, daß Herr v. Mises bei der Auseinandersetzung mit der Kritik, welche die marxistische Theorie an der Grenznutzenlehre geübt hat, ausgerechnet das oberflächliche Büchlein von Bucharin als klassische Darstellung der gegnerischen Argumente wählte. So leicht darf man sich die Sache nicht machen. Wenn sich Herr v. Mises darüber beschwert, daß die Gegner der Grenznutzenlehre oft nur deren Grundgedanken kritisieren, aber die weitere Arbeit der letzten dreißig Jahre nicht berücksichtigen, so wiegt der Vorwurf, den man gegen Herrn v. Mises machen muß, noch viel schwerer. Denn er legt nicht einmal die ersten Formulierungen der marxistischen Theorie seiner Erörterung zugrunde, sondern begnügt sich damit, sich mit dem zehnten oder zwölften Aufguß irgendwelcher populärer Pamphlete auseinanderzusetzen.

Herr v. Mises hat sich nun auf das Wort von der Seinsgebundenheit des Denkens bezogen. Er ist aber im Irrtum, wenn er glaubt, daß diese Auffassung besage, jedes Denken sei eine Ideologie, und zwar eine Ideologie im Sinne der gedanklichen Verbrämung eines Interesses. Das ist

eine geradezu ungeheuerliche Versimpelung. Niemand leugnet, daß es Bereiche des Denkens gibt, in denen gewissermaßen die reine Logik herrscht, dessen Resultate also von Zeit, Ort und soziologischer Struktur unabhängig sind, wengleich vielleicht die Problemstellung historisch bedingt sein mag. Sicherlich gehört die Mathematik zu diesen Bereichen des menschlichen Denkens, und es gab noch niemand, der die Differential- oder Integralrechnung als eine Ideologie bezeichnet hätte. Ebenso wird aber niemand, und wohl auch Herr v. Mises nicht, bestreiten, daß es Bereiche des Denkens gibt, in denen die Problemstellung, darüber hinaus aber die Grundkategorien der Anschauung und daher der Fortgang der Theorien von der historischen Lage, d. h. der gesellschaftlichen Struktur der Zeit und dem gesellschaftlichen Standort des Denkenden in hohem Maße abhängig sind. Da v. Mises den Namen von Kollegen Mannheim als Vertreter einer versimpelten Auffassung nannte, so möchte ich ihn fragen, ob er denn wirklich dessen Untersuchungen über das konservative Denken und den Nachweis der Differenzierung in den grundlegenden Kategorien zwischen liberalem und konservativem Denken ablehnt. Es wird sich auch, glaube ich, schwer bestreiten lassen, daß die Auffassungen von Staat und Recht Ideologien in diesem Sinne, also gewiß nicht in einem niedrigen interessemäßigen Verstande gedacht, sind. Es fragt sich nun für die Ökonomie, ob sie zu der ersten Kategorie der Wissenschaften gehört, deren Gesamtbestand sich auf die reine Anschauung und Logik gründet, oder zu den gesellschaftlich bestimmten Wissensbereichen im Sinne der modernen Soziologie oder, wenn Sie wollen, im Sinne des Marxismus. Herr v. Mises ist offenbar der Auffassung, welche von den Physiokraten geteilt wurde: Diese glaubten, die physiokratische Lehre sei ebenso verpflichtend für jeden vernünftig Denkenden wie der pythagoreische Lehrsatz. Sie sagten, Pythagoras sei der größte Tyrann, denn jeder, der den Beweis des pythagoreischen Lehrsatzes verfolge, müsse ihn akzeptieren, ob er nun wolle oder nicht. In ähnlicher Weise stehe die physiokratische Lehre als Resultat der reinen Vernunft außerhalb aller Diskussion. Herr v. Mises beansprucht offenbar denselben Rang, dieselbe Gültigkeit für die ökonomische Theorie in ihrem ganzen Umfang, und das ist es, was ich bestreite. Die ökonomische Theorie hat allerdings einen vom historischen Verlauf der Wirtschaftsentwicklung unabhängigen Kern. Aber diese allgemeine oder exakte oder reine Theorie, der ich mich sicherlich nicht fern fühle, ist nicht die Theorie des wirtschaftlichen Handelns überhaupt in allen seinen historischen Phasen. Der Inhalt dieser Theorie ist eng, es ist im Wesen der statische Prozeß, der Kreislauf, der durch sie erschlossen wird, es sind letztlich alle Konsequenzen, die aus dem Prinzip des Wirtschaftens heraus, angewandt auf

den Menschen in seiner Abhängigkeit von der Natur, abgeleitet werden. Verläßt man diesen engen Bereich, so begibt man sich schon in einen konkret historischen Wirtschaftsprozess. Schon das Phänomen des Verkehrs, mehr aber noch das der dynamischen Wirtschaft erfordert eine Ausweitung der Begriffe, die ohne Beziehung auf ein bestimmtes Sozialsystem gar nicht gedacht werden können. Max Weber ging ja bekanntlich so weit, die ganze Theorie zur Wirtschaftssoziologie zu zählen. Man wird das für den engen Bereich der reinen Theorie ablehnen können, aber man wird zugestehen müssen, daß die Begriffe der dynamischen Theorie immer auch Sozialbegriffe sind. Ganz deutlich springt das in der scharfen Gliederung der Theorie bei Schumpeter heraus, dessen Dynamik auf dem Unternehmer, also einem spezifisch sozialökonomischen Begriff ruht. Marx hat sich nun in erster Linie für die dynamische Theorie interessiert, die konkret sein muß. Er hat z. B. die Tatsache des Arbeitsmarktes nicht außerhalb der Arbeitsverfassung denken können, ebensowenig als den Kapitalbegriff außerhalb des Kapitalverhältnisses.

Der Kern des Streites ist also eine Auseinandersetzung um die logische Natur der Grundbegriffe in den historisch gegebenen Wirtschaftssystemen. Demgegenüber erscheinen die heftigen Bemerkungen v. Mises' über die Verdächtigungen, denen die Theoretiker ausgesetzt seien, reichlich deplaciert. Freilich, wer wollte leugnen, daß es auch solche Klopffechter von Interessen, wie es Marx sagte, gibt, aber anstatt sich bloß an solche Äußerungen zu halten, könnte Mises vielleicht auch einmal die vier Bände der Theorien über den Mehrwert aufschlagen, um daraus zu ersehen, daß das theoretische System von Marx so gut wie irgendeines, d. h. wesentlich besser als irgendeines auf den Physiokraten und Ricardo ruht. Und er hätte sich die Frage vorlegen können, ob diese glänzenden, meines Erachtens unübertroffenen Analysen der klassischen Theorie aus dem Boden einer Anschauung hätten hervorgewachsen können, wie er sie karrierend dargestellt hat.

Noch ein Wort über den Standpunkt v. Mises selbst: Er setzt sich dadurch sehr starken Angriffen aus, daß er die statische Theorie, d. h. die Problemstellung derselben in dem Bilde des Gleichgewichts zur Grundlage nimmt, aber von da aus höchst kühne wirtschaftspolitische Folgerungen zieht. Darin liegt eine Metabasis εἰς ἀλλο γένος. Hierüber möchte ich nichts weiter sagen. Ich darf nur an das Wort von Marshall erinnern: „If we include in our account nearly all the conditions of real life, the problem is too heavy to be handled; if we select a few, then long-drawn-out and subtle reasonings with regard to them become scientific toys rather than engines for practical work.“

(Beifall.)

Professor Dr. v. **Mises** (Wien):

Wollte man auf all das, was heute in der Wechselrede vorgebracht wurde, eingehen, dann müßte man wohl viele Bände füllen. Wir haben hier ganz Vortreffliches zu hören bekommen, aber auch alte, längst widerlegte Irrtümer und Mißverständnisse wurden wieder hervorgeholt.

Ich habe mich in meinen einleitenden Ausführungen bemüht, das Gebiet abzustecken, innerhalb dessen mir eine fruchtbare Erörterung unseres Gegenstandes möglich scheint. Ich wollte die Wechselrede nicht zu den methodologischen Fragen hinleiten, sondern von ihnen fernhalten. Einige der Redner haben aber gerade die methodologischen Probleme in den Mittelpunkt zu stellen gesucht. Ich bedauere es, daß dabei die Unterscheidung zwischen dem spezifischen Verstehen, das man als die geisteswissenschaftliche Methode zu bezeichnen pflegt, und dem Begreifen, das ein Sprachgebrauch, der mir unzweckmäßig und irreführend erscheint, als die mathematisch-physikalische Denkmethode bezeichnet, verwischt wurde. Die unvergängliche Leistung der Klassiker lag gerade darin, daß sie diesem Begreifen auf dem Gebiete der Wissenschaften, die sich mit dem menschlichen Handeln befassen, zu seinem Recht verholfen haben, und der Methodenstreit drehte sich darum, ob dieser Standpunkt aufrechterhalten werden kann oder nicht. Der Historismus — den man durchaus nicht mit Geschichtswissenschaft und Geschichtsschreibung gleichsetzen darf; der Historiker muß keineswegs auch Anhänger des Historismus sein — verneinte es. Menger vertrat demgegenüber das Recht des Begreifens. Wir haben uns hier nicht mit der dogmenhistorischen Frage zu befassen, welchen Standpunkt Schmoller eingenommen hat. Ich glaube, daß er Dilthey zugestimmt hat, der in schöpferischer Einseitigkeit seine Aufmerksamkeit ausschließlich dem Verstehen zugewendet hat, und daß er Mengers Auffassung ablehnte.

Ich meine nun, daß in den gegen Sombart gerichteten Ausführungen von Professor Weiß dieser Gegensatz der Auffassungen zum Schaden der Erkenntnis verwischt wird. Auch Professor Lederer verwischt diesen Gegensatz. Daß das spezifische Verstehen, das sogenannte geisteswissenschaftliche Verstehen, durchaus subjektiv ist, daß es individuell bedingt ist und daher bei jedem einzelnen ein anderes ist, ist ebenso unbestritten wie das, daß der Standpunkt, den der einzelne in seinem Verstehen einnimmt, von seiner Herkunft, von der Umwelt, in der er lebt, und von seiner Stellung in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung beeinflusst wird. Nicht das ist Gegenstand des Streites, sondern das, ob auch das Begreifen, d. h., auf unseren Fall angewendet, ob auch die Sätze der national-

ökonomischen Theorie in diesem Sinne subjektiv gebunden — seinsgebunden, sagen die Wissenssoziologen — sind, ob auch auf diesem Gebiete die Wahrheit verschieden ist für die Angehörigen verschiedener Gruppen und Untergruppen, Rassen und Klassen. Professor Lederer meint, daß ich dem Marxismus Unrecht tue, wenn ich annehme, daß dies noch heute seine Auffassung wäre. Bucharin, der bei der russischen Regierung kürzlich in Ungnade fiel, wird von Lederer abgelehnt. Will aber jemand ernstlich behaupten, daß die Marxisten und Wissenssoziologen von heute es aufgegeben hätten, die Nationalökonomie, wo sie ihnen nicht paßt, als „bürgerliche“ Wissenschaft zu stigmatisieren? Daß Professor Lederer die Auffassung jener nicht teilt, die auch mathematische, physikalische und biologische Lehren nach der Klassenzugehörigkeit beurteilen, konnte mir nicht zweifelhaft sein. Davon war aber hier nicht die Rede, sondern von der behaupteten Klassengebundenheit der Nationalökonomie. Professor Lederer ist die Antwort auf die Frage schuldig geblieben, wie jemand, der glaubt, daß die nationalökonomische Erkenntnis notwendig von der Klassenstellung des Erkennenden abhängig ist, mit einem Angehörigen einer anderen Klasse sich in die Erörterung nationalökonomischer Probleme einlassen kann.

Wenn Professor Lederer in diesem Zusammenhang einen Unterschied machen wollte zwischen Statik und Dynamik und zwischen statischem und dynamischen Zustand, so kann ich ihm dabei gleichfalls nicht folgen. Ich kenne eine statische Methode, doch keine statische Wirtschaft. Man kann — als Denkgebilde — von einem stationären Zustand der Wirtschaft sprechen im Gegensatz zu der sich verändernden Wirtschaft. Man darf aber nicht in den Irrtum verfallen, zu glauben, daß die statische Methode nur zur Erklärung des stationären Zustandes der Wirtschaft, den es, nebenbei bemerkt, im Leben nie gibt und nie geben kann, herangezogen werden dürfe, und daß die Wirtschaft in Bewegung und Veränderung nur durch eine dynamische Theorie erklärt werden könnte. Die statische Methode ist eine Methode, die es sich zum Ziel setzt, die Veränderung zu studieren; sie untersucht die Folgen der Änderung eines Datums in einem im übrigen unveränderten System. Das ist ein Vorgehen, das wir nicht entbehren können. Wir können im Gedankenexperiment die Folgen einer Veränderung nur dann untersuchen, wenn wir die Veränderung isoliert betrachten.

So wenig es sinnvoll wäre, von einer statischen Wirtschaft zu sprechen, so wenig sinnvoll ist es, von einer dynamischen Wirtschaft zu sprechen. Man kann den Begriff eines dynamischen Gesetzes fassen. Ein dynamisches Gesetz müßte uns zeigen können, wie aus den im statischen System wirkenden Kräften Veränderungen auch ohne von außenher eintretende

Veränderung der Daten entspringen müssen. Ob es eine Dynamik des Wirtschaftlichen überhaupt geben kann, ist bekanntlich sehr bestritten.

Herr Professor Weiß kam mit einer Menge Zitate angerückt, um zu beweisen, daß meine Auffassung, aus der subjektivistischen Nationalökonomie ließen sich mit Denknötwendigkeit bestimmte wirtschaftspolitische Schlüsse ableiten, mit einigen Äußerungen der Meister der österreichischen Schule in Widerspruch stünde. Ich bin nicht so autoritätsgläubig und zitatenfreudig, und ich stütze meine Schlußfolgerungen auf Logik und nicht auf Exegese. Ich nehme es zur Kenntnis, daß meine Auffassung das Mißfallen von Herrn Professor Weiß erregt hat. Ich glaube aber, daß über diesen Punkt die Erörterung schon lange abgeschlossen ist. Die Gegner des Liberalismus wissen es sehr gut, daß sie die subjektivistische Wertlehre und überhaupt alle nationalökonomische Theorie bekämpfen müssen, wenn sie die liberale Wirtschaftspolitik bekämpfen. Aller Liberalismus kommt heute von der Nationalökonomie her. Auch ich bin zum Liberalismus durch die moderne subjektivistische Nationalökonomie und von der Wert- und Preislehre her gekommen. Wenn mir hier mein liberaler Standpunkt zum Vorwurf gemacht wird, so ist das recht eigentümlich. Ich habe den Herren ihren sozialistischen oder interventionistischen Standpunkt keineswegs zum Vorwurfe gemacht.

Herr Dr. Mackenroth hat mir vorgehalten, daß ich interventionistische Gesellschaftsordnung als „sinn- und zweckwidrig“ bezeichne. Nun, ich habe das sehr genau und klar in einer Reihe von Arbeiten umschrieben. Sinn- und zweckwidrig nenne ich diese Eingriffe nicht im Hinblick auf einen vorgefaßten ethischen Standpunkt, sondern im Hinblick auf den Sinn, den die, die diese Eingriffe setzen, mit ihnen verbinden, und im Hinblick auf die Zwecke, die sie durch diese Eingriffe erreichen wollen. Ich habe versucht, diese Auffassung eingehend zu begründen. Wer will, möge es versuchen, meine Beweisführung zu widerlegen.

Wertfreiheit der Wissenschaft bedeutet eben ganz und gar nicht, daß wir zu den Fragen der Wirtschaftspolitik vom Standpunkte unserer Wissenschaft nichts zu sagen hätten. Wenn über Freihandel und Schutzsystem gesprochen wird, haben wir festzustellen, daß jede Behinderung des Handels durch Zölle und Verbote das Sozialprodukt mindert. Wenn jemand in Kenntnis dieser Tatsache für Schutz eintritt, weil er die sonstigen Vorteile, die mit dem Schutzsystem verbunden sind, höher stellt als diese rein wirtschaftlichen Nachteile, so ist das eine politische Entscheidung, die jenseits der nationalökonomischen Problematik liegt. Unsere Aufgabe liegt allein darin, zu verhindern, daß man für Schutz-

zölle oder für Autarkie in der irrtümlichen Meinung eintritt, durch sie das Sozialprodukt zu mehren oder zumindest nicht zu schmälern.

Damit erledigen sich, wie ich glaube, die Bemerkungen, die Herr Professor Lederer über Rationalismus und über das Irrationale machte. Die letzten Ziele liegen immer jenseits des Bereiches des Rationalen. Die Wahl der Mittel aber, die uns an jene Ziele heranbringen sollen, ist durchaus Sache der Rationalität. Ob am Abend mehr oder weniger Beleuchtung erwünscht sei, mag sich rationaler Beurteilung entziehen. Doch die Entscheidungen über die Technik der Lichterzeugung sowohl als auch über die Frage, ob das Beleuchtungswerk von der Stadt betrieben werden oder „dem Privatkapital zur Ausbeutung überlassen werden“ soll, sind Sache der rationalen Überlegung. Es ist heute Mode, die Vernunft herabzusetzen und die Unvernunft zu preisen. Die Vernunft ist aber kein Tyrann, sondern das Werkzeug, das uns frei machen kann, d. h. das uns zu jenen Zielen führt, die wir erreichen wollen. Wenn alle gegen die Vernunft aufstehen, dann ist es Aufgabe der Wissenschaft, nicht mitzutun.

Herr Dr. Mackenroth hat die kritischen Einwendungen, die seit Jahrzehnten gegen die subjektivistische Wertlehre vorgebracht wurden, zusammengefaßt. Es hätte unsere Aussprache wesentlich gefördert, wenn er dabei versucht hätte, auf die Gegenkritik der Subjektivisten einzugehen; in unserem Schriftenbände wären dafür genug Anhaltspunkte zu finden gewesen. Es wäre doch von höchstem Interesse, einmal zu vernehmen, was die Gegner dieser Gegenkritik gegenüber in bezug auf das Verhältnis der Wertlehre zu Hedonismus und Utilitarismus und zur Psychologie vorzubringen hätten.

Herr Dr. Zeisl hat gemeint, es sei nicht abzusehen, warum gerade für die sozialistische Gesellschaftsordnung kein System der Wirtschaftsrechnung gefunden werden könnte. Ich glaube den Nachweis erbracht zu haben, daß in einem sozialistischen Gemeinwesen Wirtschaftsrechnung nicht möglich wäre. Wenn meine Beweisführung Herrn Dr. Zeisl nicht befriedigt, so möge er es doch versuchen, ein solches System zu ersinnen. Wem das gelingen würde, dem ist ein Ruhm gewiß, der den des Kolumbus bei weitem übertreffen wird.

Im großen und ganzen glaube ich doch sagen zu dürfen, daß unsere heutige Aussprache nicht ganz nutzlos gewesen ist, daß sie manches Mißverständnis beseitigt hat, und daß sie eine gewisse Annäherung der Standpunkte gebracht hat. Die Kluft, die uns trennt, ist noch immer groß genug. Ich habe da eine Auffassung, die von der Professor Spiethoffs einigermaßen abweicht. Ich sprach in meinen einleitenden Ausführungen davon, daß die historische Schule der Staatswissenschaften es bestreite, daß die Preisbildung durch „ökonomische Gesetze“ bestimmt werde, und

daß sie überall nur das Walten der „sozialen Machtverhältnisse“ sehe. Professor Spiethoff meint, diese meine Behauptung treffe, insbesondere auch was den Standpunkt Schmollers und seinen (Spiethoffs) eigenen Standpunkt anbelange, nicht zu. Ich habe nun weder von Schmoller noch von Spiethoff gesprochen, sondern von der historischen Schule. Wenn Herr Professor Spiethoff an diesem Ausdruck Anstoß nimmt, will ich ihn gern durch einen anderen ersetzen und etwa von der empirisch-realistischen Richtung sprechen. In Fragen des Sprachgebrauches soll man möglichst entgegenkommend sein, wenn man damit die Verständigung zu fördern vermag. Doch daß ich in der Sache selbst nicht Unrecht habe, dafür geben die beiden Verhandlungstage, die wir hinter uns haben, wohl den besten Beweis. Da wurde über Arbeitslosigkeit gesprochen, ohne daß man das Lohnproblem in den Mittelpunkt gestellt hätte. Ein Problem der Katallaktik wurde durchaus akatallaktisch behandelt. Man hat aus den Debatten nicht den Eindruck gewinnen können, daß allen Teilnehmern das Walten von Gesetzen der Preis-, Lohn- und Zinsgestaltung bewußt geworden sei. Angesichts dieser Debatten, die, wie ich glaube, nur wenige von uns befriedigt haben, wird man doch zugeben müssen, daß die von mir gekennzeichnete Bestreitung der Wert- und Preisgesetze besteht, man wird selbst zugeben müssen, daß sie hier die herrschende Auffassung ist.

Damit gelange ich auch dazu, die von Herrn Dr. Mackenroth aufgeworfene Frage nach dem realen Erkenntniswert der Wert- und Preislehre zu beantworten. Die Wert- und Preislehre ist das Hauptstück der Nationalökonomie; wer den Drang nach nationalökonomischer Erkenntnis nicht in sich spürt, wird darauf vielleicht kein Gewicht legen. Doch auch der, der in der Wissenschaft nichts anderes sucht als ein Mittel zur Bewältigung der Aufgaben des Lebens, sollte nicht vergessen, welchen Dienst sie der Praxis leistet oder doch leisten könnte, wenn man sie nicht achtlos beiseiteschieben würde. Die Fehler, die die Wirtschaftspolitik in der Inflation und durch die Inflation begangen hat, die von allen heute als solche erkannten Mißgriffe des Interventionismus und vieles andere hätte man vermeiden können, wenn man der verachteten Theorie etwas mehr Beachtung geschenkt hätte.

Hüten wir uns vor der Auffassung, daß diese theoretischen Probleme, mit denen wir uns hier befassen, lebens- und wirklichkeitsfern wären. Der Aufforderung: „hinein ins volle Menschenleben“, die Herr Professor Colm an uns gerichtet hat, bedarf es nicht. Je reiner und abstrakter die Theorie ist, desto besser dient sie dem Leben und Wirken.

(Beifall.)

Professor Dr. **Amonn** (Bern):

Gestatten Sie mir, in dieser vorgerückten Stunde in aller Kürze gerade auf den Teil der Ausführungen jener beiden Diskussionsredner, die sich als prinzipielle Gegner der Grenznutzentheorie bekannt haben, einzugehen, der eine Kritik ihrer Grundlagen und ihrer Richtung im ganzen enthält. Was die diesbezüglichen Ausführungen von Herrn Colm anbelangt, so scheinen sie mir in keiner Weise das Ziel zu treffen; sie schießen vielmehr weit darüber hinaus. Was er als Hauptargument gegen unsere Auffassung und Darstellung der Werttheorie vorgebracht hat, läuft im Kern darauf hinaus, daß sie den soziologischen Hintergrund der Wirtschaft nicht beachte, nicht mit in ihr Kalkül einbeziehe und darum nicht imstande sei, die Wirtschaft in ihrer „Ganzheit“ oder, wie man früher sagte, „in ihrer empirischen Realität“ zu erklären. Das müssen wir ohne weiteres zugeben. Aber daß sie das tue, das hat nie jemand behauptet, und das hat sie sich nie zum Ziele gesetzt. Das Ziel der Grenznutzentheorie ist ein beschränkteres — das ist immer zugegeben worden —, aber darum doch nicht ein minder wichtiges und interessantes als irgendein anderes Erkenntnisziel in bezug auf die wirtschaftlichen Erscheinungen. Worum es sich da handelt, das ist die Erklärung der tauschwirtschaftlichen Erscheinungen der uns bekannten modernen Volkswirtschaft aus den oder deren Zurückführung auf die subjektiven Wertschätzungen der tauschenden Individuen. Was darüber hinaus liegt, die Erklärung der subjektiven Wertschätzungen selbst aus hinter ihnen liegenden, sie bedingenden Phänomenen, wozu auch der soziologische Hintergrund gehört, oder deren Zurückführung auf solche Phänomene, das ist ein Problem für sich, ein Problem zweifellos selbst von höchstem Interesse und der Beachtung durch die Wissenschaft wert, aber es ist nicht mehr ein Problem der reinen nationalökonomischen Theorie. Es handelt sich da nicht mehr um in ihrem Wesen wirtschaftliche Phänomene, sondern nur noch — „nur noch“ vom rein fachwissenschaftlichen Interesse des nationalökonomischen Theoretikers aus gesprochen — um wirtschaftlich relevante Phänomene, wie solche auch durch die technischen, die geographischen, meteorologischen Phänomene usw. gegeben sind, die aber einer besonderen Betrachtung bedürfen und der Betrachtungsweise der allgemeinen nationalökonomischen Theorie völlig entzogen sind. Wir gehen eben bei unserer Betrachtung nur soweit, als die Wirtschaft als solche reicht, bis zu dem Punkte, wo sie als solche aufhört und ihre Antezedentien beginnen, und wir können mit dieser Betrachtungsweise nicht weitergehen. Das kann doch kein Einwand gegen die Berechtigung dieser Betrachtungsweise oder gegen ihre Nützlichkeit sein. Das wäre genau so, wie wenn man dem Physiologen vorwürfe, daß er

sich nicht auch mit den Problemen der Anatomie beschäftige. Zur vollständigen Erkenntnis des menschlichen Organismus bedarf es sicher der Anatomie ebensowohl wie der Physiologie und zur vollständigen Erkenntnis der sozialen Wirtschaft der Soziologie ebensowohl wie der reinen nationalökonomischen Theorie, aber wenn man nicht Unklarheit schaffen und Verwirrung stiften will, muß man sich der methodologischen Grenzen bewußt bleiben und diese nicht verwischen wollen.

Wenn man gegen das, was die Grenznutzentheorie macht, Einwendungen erheben will, so können sich diese nur in drei Richtungen bewegen. Man muß zeigen: 1. daß ihre Voraussetzungen oder ihre Ergebnisse nicht mit den unserer Erfahrung gegebenen Tatsachen in Einklang stehen; 2. daß das Gedankengebäude der Theorie in sich logisch widerspruchsvoll ist; oder 3. daß die Theorie nicht leistet, was sie leisten will, d. h. daß sie nicht erklären kann, was sie erklären will, mit anderen Worten, daß sie ihr Erkenntnisziel — das Erkenntnisziel, das sie sich selbst gesetzt hat (und nicht irgendein anderes) — verfehlt.

In diesen drei Richtungen müßten sich die Einwendungen bewegen, aber die Ausführungen Colms beziehen sich auf keinen dieser drei Punkte.

Damit möchte ich gegen den positiven Inhalt der Ausführungen Herrn Colms nicht das geringste eingewendet haben; ich kann ihnen vielmehr im wesentlichen durchaus beipflichten, aber insoweit sie als ein Einwand gegen die prinzipielle Richtung der Grenznutzentheorie gemeint sind, sind sie fehl am Ort. Sicher ist es schön und gut, wenn man „die Basis zu ergänzen sucht“, sicher „müssen, je konkreter die Untersuchung geführt wird, Erkenntnis des Sachzusammenhanges und soziologische Betrachtung um so mehr miteinander verbunden sein“, sicher „kann man nicht immer nur mit dem Homo oeconomicus arbeiten, sondern muß Schritt für Schritt die konkreten wirtschaftssoziologischen Daten hereinziehen“, wenn wir in der Erkenntnis der wirklichen Wirtschaft fortschreiten wollen usw., aber: wer hat das je bestritten? Oder: was soll das besagen gegen das Bestreben, den allgemeinen Zusammenhang zwischen Preisen und subjektiver Wertschätzung zu untersuchen und zu beschreiben? Und wenn Herr Colm weiter den „Anspruch bestreiten“ will, daß die „psychologistische Ausformung der Wertlehre die herrschende Theorie“ darstelle, und „den psychologischen Mantel in ein Antiquitätengeschäft“ gebracht haben möchte, so ist darauf zu erwidern, daß die subjektiven Werttheoretiker jenen Anspruch, wenigstens generell, in bezug auf die „psychologistische Ausformung“ schon lange nicht mehr erheben und dieses selbst bereits besorgt haben. Und schließlich: was soll es gegen die subjektive Wertlehre bedeuten, wenn uns in einem fort das Wort „Sach-

zusammenhang“ ans Ohr geworfen wird und auf Befragen, was damit gemeint sei, die Antwort gegeben wird: „Der Zusammenhang zwischen Einkommen, Preisen, Gütern usw.“ Ja, wer hat sich denn um diesen Sachzusammenhang in den letzten sechzig Jahren bekümmert, wenn nicht die subjektiven Werttheoretiker? So bewegt sich die ganze Kritik Colms durchaus an der äußersten Peripherie der subjektiven Wertlehre, ohne auch nur an irgendeinem Punkte etwas tiefer ins Innere vorzustoßen.

Anders verhält es sich, wenigstens formal, mit den Ausführungen Herrn Mackenroths. Seine Kritik zielt auf einen der zentralen Ansatzpunkte der Theorie, und zwar bewegt sie sich in der ersten der oben angegebenen drei Richtungen. Er bestreitet die Übereinstimmung der Voraussetzungen, von denen sie ausgeht, wie ihrer Ergebnisse, also ihrer grundlegenden Behauptungen überhaupt, mit der Wirklichkeit. Er sagt, das sei alles Fiktion, reine Spekulation, oberflächliche Rationalisierung, Mystik. Aber die Art und Weise, wie er diese Behauptung begründet, scheint mir wenigstens alles eher als überzeugend zu sein. Er beruft sich auf die moderne Psychologie. Er sagt, die Ergebnisse der modernen Psychologie zwingen zum Aufgeben der ganzen Basis der subjektiven Wertlehre, weil diese mit jenen nicht in Einklang zu bringen sei. Inwieweit das zutrifft, vermag ich nicht zu beurteilen, weil ich die Ergebnisse der modernen Psychologie in ihren Einzelheiten nicht kenne. Aber es wäre Aufgabe des Herrn Mackenroth, uns das näher und in concreto zu zeigen, was er indessen vollständig unterlassen hat.

Soweit ich die moderne Psychologie in ihren allgemeinen Zügen übersehe, scheint sie mir keineswegs in einem Zustand zu sein, in dem sie unserer Wissenschaft an Stelle der alten eine neue brauchbare Grundlage liefern könnte. Ich möchte durchaus nicht behaupten, daß die Grenznutzentheorie der nationalökonomischen Theorie unbedingt letztes — d. h. endgültiges — Wort wäre, daß sie einen unbedingt bombensicheren Charakter hätte, daß sie absolut unerschütterlich sei. So etwas gibt es auf dem Gebiet der Wissenschaft überhaupt nicht. Wir haben es ja selbst miterlebt, wie ein in sich so gefestigt erscheinendes theoretisches Gedankengebäude, wie es die klassische Physik darstellte, ins Wanken gekommen und zusammengebrochen ist. Ich halte es sehr wohl für möglich, daß die nationalökonomische Theorie, soweit sie auf der Nutzwertlehre basiert, infolge einer Erschütterung ihrer Grundlage von seiten der modernen Psychologie her einmal in eine ähnliche Situation kommt, in welcher sich die theoretische Physik im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts befunden hat. Aber so weit sind wir heute auf jeden Fall noch nicht. Vorläufig fehlt der modernen Psychologie noch gänzlich die Einheitlichkeit, die Übereinstimmung ihrer Vertreter und die innere Festigung,

die sie allein geeignet machen könnte, einer anderen Wissenschaft eine neue Basis zu liefern. Ja gerade diese Wissenschaft ist es, die sich heute inmitten einer ganz schweren Krise befindet, aus der sie sich erst einmal herausarbeiten muß, wenn sie einer anderen Wissenschaft sollte den Weg weisen können.

Was sehen wir da? Auf der einen Seite die Oberflächenpsychologie des Behaviorismus, auf der anderen die sich selbst so nennende „Tiefenpsychologie“ der Psychoanalyse, der Charakterologie, der Individualpsychologie u. dgl. Kann man sich einen größeren Gegensatz denken als den, der zwischen diesen zwei Richtungen besteht? Und an welche sollen wir uns nun halten? Gibt es dafür ein objektives Kriterium oder soll individuelle Willkür entscheiden? Mackenroth scheint für ein Kompromiß eingekommen zu sein. Man nehme eine Portion von da und eine Portion von dort, und es wird schon ein trinkbares Gebräu dabei herauskommen. Ich bezweifle das. Mir scheint, daß in Prinzipienfragen heute in keiner Wissenschaft ein größeres Chaos herrscht, die Lage verwirrter, weniger klar und gefestigt ist als in der Psychologie. Und da sollen wir uns an die „moderne Psychologie“ halten? Ich glaube, solange die Psychologen selbst sich über die richtige Psychologie nicht einig sind, haben wir nicht den geringsten Grund, die Basis unserer Theorie, von der es überdies noch zweifelhaft ist, ob sie überhaupt psychologischen Charakter hat oder nicht, aufzugeben und eine andere zu wählen.

Ja aber, sagt Herr Mackenroth, diese Basis ist doch hervorgegangen aus der alten Assoziationspsychologie und dem Utilitarismus und Hedonismus, und darüber sind sich doch schließlich alle Psychologen heute einig, daß diese Anschauungen unhaltbar und zu verwerfen sind. Aber das besagt meiner Anschauung nach gar nichts. Daß eine Lehre historisch aus einer anderen hervorgegangen ist, die selbst mittlerweile sich als unhaltbar herausgestellt hat und fallengelassen worden ist, besagt an und für sich gar nichts dagegen, daß jene trotzdem richtig sein kann. Und selbst wenn es richtig wäre, was erst noch zu beweisen wäre, daß die Grundsätze der subjektiven Wertlehre auch in ihrer heutigen Fassung einen assoziationspsychologischen oder hedonistischen Charakter haben, so würde die Tatsache, daß man das Assoziationsprinzip oder das hedonistische Prinzip als letztes Erklärungsprinzip des Seelenlebens überhaupt hat fallen lassen, noch immer nicht beweisen, daß es nicht als Erklärungsprinzip auf einem beschränkten Gebiete des menschlichen Handelns und Verhaltens in der modernen Gesellschaft, wie es die heutige Wirtschaft darstellt, brauchbar wäre. In so allgemeiner Weise, wie es Herr Mackenroth tut, kann man meiner Ansicht nach nicht argumentieren, ohne sich dem Vorwurf einer ungenügenden Untersuchung und Analyse der wirk-

lichen (wissenschaftlichen) Sachverhalte und eines allzu vorschnellen Schließens auszusetzen. Man kann, konkret gesprochen, nicht einfach sagen: Assoziationspsychologie und Hedonismus sind von den Psychologen längst zum alten Eisen geworfen, die Nutzwertlehre ist Assoziationspsychologie und Hedonismus, ergo: ebenfalls zum alten Eisen! Man muß sich schon die Mühe geben, zu beweisen: erstens, daß der Begriff des „Nutzens“ und die ganze Nutzwertlehre in jeder der heute in der einschlägigen Literatur anzutreffenden Fassungen unbedingt eine assoziationspsychologische und hedonistische Auffassung zur Voraussetzung hat oder in sich schließt, und zweitens, daß diese Auffassung auch auf diesem ganz konkreten und beschränkten Gebiete, auf das sie da angewendet wird, absolut unhaltbar und zu Erkenntniszwecken unbrauchbar ist.

Aber Herr Mackenroth hat noch ein anderes Argument bei der Hand: Wenn der Nutzenbegriff und die ganze Grundlage der Nutzwertlehre nicht psychologischer Natur ist, dann handelt es sich dabei nur noch um inhaltsleere Tautologien, Verbalismen, um Begriffsspielerei oder dergleichen, um Worte, denen „in der Welt des Erfahrbaren nichts entspricht“, um eine „Denkmystik, die etwas für empirische Erkenntnis nimmt, was nie und nimmer empirische Erkenntnis ist“. Nun, auch das ist wieder jene Art von allgemein gehaltener Argumentation, die meiner Ansicht nach ganz und gar unzulässig ist. Der Satz, „wenn es nicht psychologische Erkenntnis ist, dann ist es überhaupt keine Erkenntnis“, ist durchaus nicht schlüssig, und es müßte erst an den konkreten Formulierungen der kritisierten Theorie im einzelnen aufgezeigt werden, daß sie reine Tautologien, Verbalismen, keine sich auf empirische Sachverhalte beziehenden Aussagen sind. Man wende sich doch einmal diesen konkreten Aussagen zu! Man sage doch einmal klipp und klar, ob der Begriff des „Nutzens“ im Sinne von Tauglichkeit eines äußeren Mittels zur Erreichung von Zwecken, also im Sinne von „Zweckdienlichkeit“, wirklich keinem realen Sachverhalt entspricht, ob es ferner wirklich keinem realen empirischen Sachverhalt entspricht, wenn wir sagen: die Menschen verfolgen bei ihrem Handeln verschiedene Zwecke, die sie für verschieden wichtig halten und demgemäß in eine verschiedene Rangordnung bringen — in eine Rangordnung irgendwelcher Art; welcher Art, ist für unsere Betrachtung völlig gleichgültig —, und diese Rangordnung übertragen sie auf die wirtschaftlichen Güter, die ihnen zur Erreichung dieser Zwecke dienen, unter dem Gesichtspunkt, daß sie sich in der Erreichung jener Zwecke von der Verfügung über diese Mittel abhängig finden; diese Zuordnung nennen sie Wertung oder Wertschätzung, und sie sichten ihr Verhalten gegenüber diesen Gütern dieser Wertung oder Wertschätzung entsprechend; sie suchen jene, die sie geringer werten, bzw. Teil-

mengen von ihnen zu vertauschen gegen solche, die sie höher werten, und zwar so lange, bis ein Wertausgleich erfolgt usw. Daraus ergibt sich schließlich eine bestimmt geartete Nachfrage und ein bestimmt geartetes Angebot und daraus der Tauschwert und Preis. Das mögen nun Aussagen mit oder ohne psychologischen Inhalt sein; aber auf keinen Fall sind es Aussagen ohne Inhalt überhaupt. Die Frage ist nun, ob diese konkreten Aussagen einen auf die Wirklichkeit sich beziehenden Sinn haben oder keinen solchen Sinn haben, ob sie ferner wahr oder falsch sind, d. h. dem Sosein der Wirklichkeit entsprechen oder nicht entsprechen, und ob das, was ausgesagt ist, schließlich für die Wirtschaft, im besonderen die Tauschwirtschaft, die Preis- und Einkommensbildung relevant ist oder nicht relevant ist. Man richte einmal sein Augenmerk auf solche konkreten Sätze der Grenznutzentheorie und kritisiere sie, anstatt immer nur philosophische und psychologische Thesen anzugreifen und sich weiterhin mit der Behauptung zu begnügen, daß die Sätze der Nutzentheorie identisch seien mit oder abgeleitet seien von diesen Thesen und darum notwendig falsch sein müßten. Warum denn eine solche Scheu, gleich an die grenznutzentheoretischen Thesen selbst heranzugehen, an ihren Kern, warum sich immer nur an der Peripherie bewegen, wie Mackenroth in Wirklichkeit ebenfalls tut?

Und nun zum Schluß noch ein Wort an uns Grenznutzentheoretiker selbst: Wir wollen keineswegs dogmatisch und doktrinär sein. Wir wollen unseren Geist jederzeit jeder Kritik offen halten, von welcher Seite sie auch komme. Wir wollen kein Argument schon a limine abweisen. Aber man kann von uns nicht verlangen, daß wir die Ergebnisse einer jahrzehntelangen wissenschaftlichen Arbeit einer großen Zahl gewissenhafter und gelehrter Schriftsteller aufgeben, ohne daß uns durch ganz konkrete Einwendungen gegen unsere eigenen Thesen deren Unhaltbarkeit zweifelsfrei und überzeugend nachgewiesen wird. Bisher sind Einwendungen von dieser Art noch von niemandem erhoben worden. Die Einwendungen, die erhoben worden sind, beziehen sich entweder überhaupt nicht auf das Erkenntnisziel der Grenznutzentheorie (wie die von Colm) oder sie sind von einer derart allgemeinen Art, daß sie in bezug auf die besonderen Aussagen der Theorie nicht beweiskräftig sind, sie halten sich an der Peripherie, anstatt auf den Kern zu gehen (wie die Mackenroths), oder schließlich richten sie sich gegen alte, längst aufgegebene Formulierungen oder gar nur gegen eine mißverstehende eigene Auffassung von dem, was die Theorie in Wirklichkeit lehre (wie die Oppenheimers, Spans u. a.). Alles das nützt uns nichts. Also einmal heran an die konkreten Grund- und Lehrsätze der Theorie in einer ihrer ganz modernen Formulierungen!

(Beifall.)

Professor Dr. **Franz X. Weiß** (Prag):

In meinen Diskussionsbemerkungen am Vormittag habe ich es als ein Wesensmerkmal der subjektiven Wertlehre bezeichnet, daß sie die Preiserscheinungen durch deutendes Verstehen des Verhaltens der Wirtschaftssubjekte zu erklären sucht. Ich hätte es als ganz berechtigt angesehen, wenn man mir in der Wechselrede entgegengehalten hätte, daß auch die Werttheorie der Klassiker, die sogenannte objektive Wertlehre, durchaus nicht von allen subjektiven Momenten absieht, sondern gleichfalls von der „verstehenden“ Methode Gebrauch macht. Denn sie erklärt die Übereinstimmung des natürlichen Preises mit den Kosten aus dem Verhalten der Produzenten, die bei hohen Preisen die Erzeugung ausdehnen, bei niedrigen einschränken. Der Gegensatz zwischen den beiden Richtungen der Wertlehre besteht eben nicht etwa darin, daß die eine nur die subjektiven, die andere nur die objektiven Tatsachen berücksichtigen würde. Während die objektive Wertlehre auf diese Weise auch subjektive Momente heranzieht, läßt andererseits die subjektive Theorie keineswegs die objektiven Momente außer acht; sie berücksichtigt aber nicht nur das Verhalten der Anbietenden, der Produzenten, sondern legt daneben größtes Gewicht darauf, die Bedeutung des Verhaltens der Verbraucher, der Nachfragenden, für die Preisbildung zu erfassen. Ich habe mich eben, da ich nicht meinte, etwas grundsätzlich Neues zu sagen, in dem positiven Teile meiner früheren Bemerkungen mit Andeutungen begnügt. Ich wäre nicht erstaunt gewesen und hätte es begrüßt, wenn gerade von Anhängern der Nutzwertlehre zum Ausdruck gebracht worden wäre, daß ich in meinen Feststellungen auf bekannte und anerkannte Tatsachen hingewiesen habe, deren Bedeutung von Vertretern der subjektiven Theorie mit Recht wiederholt hervorgehoben worden ist. Wenn beispielsweise die Überlegenheit der Gesetze der theoretischen Ökonomie gegenüber der empirisch-statistischen Gesetzmäßigkeit betont wird, bedient man sich doch vor allem des Argumentes, daß uns jene Gesetze die wirtschaftlichen Erscheinungen „verstehen“ lehren.

Doch auf all dies wurde kaum eingegangen. Professor v. Mises hat vielmehr bedauert, daß methodologische Fragen in die Erörterung einbezogen wurden. Demgegenüber meine ich allerdings, daß das Wesen und die Bedeutung der Nutzwertlehre nur auf die Weise erfaßt werden kann, wie ich es versuchte. Was die Unterscheidung zwischen „Begreifen“ und „Verstehen“ anlangt, auf die Professor v. Mises so großes Gewicht legt, so will ich gewiß nicht behaupten, daß ihr nichts Tatsächliches zugrunde liegt. Trotzdem halte ich es nicht für zweckmäßig, die Scheidung in dieser Weise vorzunehmen. In beiden Fällen handelt es sich auf

unserem Wissensgebiete, im Gegensatz zu den Aufgaben, die den Naturwissenschaften gestellt sind, darum — in dieser Hinsicht weiß ich mich mit Professor v. Mises einig —, den subjektiv gemeinten Sinn menschlichen Verhaltens zu erfassen. Deshalb benötigen wir einen gemeinsamen Oberbegriff, wobei es natürlich an sich gleichgültig ist, welchen Terminus wir für diesen Begriff wählen. Es scheint mir jedoch weder empfehlenswert noch aussichtsreich, eine andere Bezeichnung als das „Verstehen“ anzuwenden. Es kann, wie ich früher bemerkte, kaum einem Zweifel unterliegen, daß wir das zweckrationale Verhalten mindestens ebensogut „verstehen“ wie jedes andere; daß wir das zweckrationale Verhalten überdies auch logisch „begreifen“ können und, wie ich hinzufügen möchte, gerade dadurch vollkommener verstehen, wird von mir gewiß nicht bestritten. Daß jemand, der hungrig ist, Brot kauft, ist uns sicherlich nicht weniger „verständlich“, als daß der Hungrige in gereizte Stimmung gerät.

Gegen diese Auffassung wird bekanntlich das hier von Herrn Mackenroth vertretene Bedenken erhoben, daß sie auf dem Boden einer veralteten, intellektualistischen Psychologie stehe, die in Widerspruch mit den Tatsachen annehme, daß die Individuen auf Grund irgendeiner Nutzenrechnung handeln. Ich weiß nicht, ob hiermit die Tatsache bestritten werden soll, daß jedes Individuum sich so verhält, wie es ihm wünschenswert erscheint. Diese Erkenntnis scheint mir evident, wenn wir sie auch der „populären Introspektion“ oder, wie ich lieber sagen möchte, der inneren Erfahrung verdanken. Gewiß bedeutet jener Satz für die Psychologie erst einen vorwissenschaftlichen Tatbestand. Die Bearbeitung, die dieser Tatbestand durch die Psychologie erfährt, berührt jedoch die Nutzwertlehre in keiner Weise. Diese kann sich vielmehr, wie Schumpeter einmal sagte, mit der Feststellung begnügen, daß die Menschen deswegen für die Güter zu zahlen bereit sind, weil sie diese „brauchen“.

Mit aller Entschiedenheit muß ich gegen die Auffassung Stellung nehmen, die sich die Herren Zeisl und Mackenroth zu eigen gemacht haben, es sei die Aussage, daß die Individuen die Güter wählen, die sie brauchen, die ihnen nützlich sind, eine bloße Tautologie. Was an dieser Auffassung meiner Meinung nach unrichtig ist, läßt sich vielleicht am besten an einem einfachen Beispiel zeigen. Ein menschliches Individuum stehe vor einem Schanktisch, auf dem sich ein Glas Schnaps und ein Glas Bier befinden, und greife nach dem Bier; daneben stehe vor einem zweiten Schanktisch ein Automat, dem sein Erbauer menschliche Gestalt gegeben habe, und ergreife gleichfalls das Glas Bier. Besteht zwischen diesen beiden Vorgängen kein Unterschied? Wenn wir sagen, die automatische Figur wähle das Bier, weil ihr dieses nützlicher sei als das daneben be-

findliche Glas Schnaps, so ist diese Aussage offenbar unsinnig. Wenn wir aber dieselbe Aussage von dem menschlichen Individuum machen, so ist sie weder unsinnig noch auch mit der einfachen Feststellung gleichbedeutend, daß die beobachtete Person nach dem Bier greift. Der Nutzen der Güter ist zum Unterschied vom Begriff der Kraft in der Physik nicht bloß ein konventioneller Ausdruck für ein äußeres Geschehen, sondern ermöglicht uns, das Verhalten der Individuen ursächlich zu erklären.

Der Gegensatz zu der hier von Dr. Mackenroth vertretenen Auffassung ist jedoch nicht so groß, wie es den Anschein hat. Die Vertreter der Nutzwertlehre haben niemals behauptet, daß wir bei den meisten Handlungen buchstäblich rationale Erwägungen anstellen. Trotzdem bedeutet die Ausdrucksweise, daß der wichtigere Zweck vor dem minder wichtigen, der größere Nutzen vor dem geringeren angestrebt wird, keine inhaltslose Fiktion. Wenn wir — ich wähle absichtlich ein triviales Beispiel, das ich einer unveröffentlichten Arbeit von mir entnehme, die übrigens unserem Herrn Vorsitzenden bekannt ist — einen Wanderer beobachten, der in der Mittagshitze eine steile Anhöhe hinanstiegt, dessen Puls daher schneller schlägt und der seinen Mantel öffnet, so wäre es gewiß eine leere Fiktion, zu sagen, dieser Mann habe seinen Puls absichtlich schneller schlagen lassen. Wenn man aber sagte, der Wanderer habe seinen Mantel absichtlich geöffnet, um sich Erleichterung zu verschaffen, so ist diese Ausdrucksweise auch dann nicht sinnlos, wenn die Mantelöffnung „unbewußt“ erfolgte. Diese Ausdrucksweise nimmt eine Art Stilisierung der Wirklichkeit vor. Denn wenn die Handlung auch nicht von rationalen Erwägungen geleitet war, so steht doch die Nutzenrechnung kontrollierend bereit, um das Verhalten, wenn nötig, zu korrigieren. Diese Stilisierung der Wirklichkeit nehmen wir immer vor, wenn wir menschliches Verhalten beschreiben. So insbesondere auch in der Geschichtswissenschaft. In dieser Hinsicht hat die Methode der Geschichte trotz aller Fortschritte der Psychologie seit den Tagen Herodots keine Änderung erfahren. Wenn gesagt wurde, daß die rationalistische Motivation des Wahlhandelns eine intellektualistische Rationalisierung sehr viel tieferliegender realer psychischer Vorgänge darstellt, so will ich dies also nicht durchaus in Abrede stellen. Aber diese Rationalisierung geschieht bewußt. Wir drücken eben die das Verhalten der Individuen bestimmenden psychischen Vorgänge auf diese Art aus. Herr Mackenroth hat den hierin liegenden Gegenstand gegen seine Bedenken vorausgesehen und hat im Grunde zugegeben, daß wir tatsächlich die Vorstellung vom Nutzen und vom Wert als Richtschnur unserer Handlungen haben, und daß diese Begriffe von der Wirtschaftstheorie nicht anders verwendet werden als im gewöhnlichen Sprach- und Denkgebrauch. Ich kann aber nicht finden, daß er

diesen Gegeneinwand widerlegt hat. Denn wenn er diese Vorstellungen als bloßen Verbalismus bezeichnet und sie gar Phantasievorstellungen gleichsetzt, so steht dies wohl nicht nur mit meiner inneren Erfahrung in grellem Widerspruch, sondern gewiß auch mit der vieler anderer.

Herr Dr. Mackenroth hat schließlich gegen die Nutzwertlehre noch andere Bedenken geäußert, in denen er allerdings selbst keine logischen Einwendungen erblickt. Daß der Nutzenbegriff der subjektiven Wertlehre aus dem Milieu der utilitarischen Gesellschaftsphilosophie stammt, erscheint mir keineswegs ausgemacht. Jedenfalls hatten die Begründer der österreichischen Schule mit dem Utilitarismus keinerlei Beziehung. Carl Menger war der Überzeugung, auf dem von der deutschen Gebrauchswertschule geschaffenen Fundament aufzubauen. Die äußere Ähnlichkeit mit gewissen Gedankengängen des Utilitarismus erklärt sich daraus, daß beide Richtungen an das anknüpfen, was Herr Mackenroth die populäre Introspektion nennt. Es ist dies jenes Common-sense-Element der subjektiven Wertlehre, an dem er Anstoß nimmt. Wenn wiederholt festgestellt wurde, daß die Nutzwertlehre mit den Grundsätzen des Utilitarismus nichts gemeinsam hat, so geschah dies keineswegs, weil man meinte, daß die anständigen Menschen diese Grundsätze abzulehnen hätten, wie hier gesagt wurde. Diese Feststellung erfolgte vielmehr erstens der dogmenhistorischen Wahrheit wegen und sodann deshalb, um Dinge aus der Diskussion auszuschalten, die mit ihr nichts zu tun haben. Schließlich wurde wieder die wohlbekannte Behauptung aufgestellt, daß zwar kein logischer, wohl aber ein psychologischer Zusammenhang zwischen der subjektiven Wertlehre und jenen Gedankengängen bestehe, die wirtschaftspolitische Grundsätze rational abzuleiten versuchen. Hierbei hat Herr Mackenroth auf die Personalunion von Nutzwertlehre und liberaler Wirtschaftspolitik in den Ausführungen des Herrn v. Mises hingewiesen. Hiergegen läßt sich vor allem sagen, daß der Versuch, eine bestimmte Richtung der Wirtschaftspolitik rational zu deduzieren, keineswegs eine besondere Eigentümlichkeit der Anhänger der subjektiven Wertlehre ist, und daß sich daher hieraus auch kein Einwand gegen diese Richtung gewinnen läßt. Wenn wir aber selbst annehmen wollten, was ich bestreiten muß, daß die Nutzwertlehre psychologisch aus dem Utilitarismus oder aus den Anschauungen des wirtschaftspolitischen Liberalismus hervorgegangen sei, so würde dies, was Herr Mackenroth zuzugeben scheint, auch vom Standpunkt der Gegner dieser Richtungen aus nichts gegen die Richtigkeit der Lehre beweisen, wie ja auch die Richtigkeit irgendwelcher Sätze der Astronomie davon unberührt bleibt, daß die Anfänge dieser Wissenschaft auf die Beschäftigung mit der Astrologie zurückgehen.

Diese Ausführungen, gegen die ich mich zuletzt gewendet habe, zeigen vielleicht, daß meine früheren Bemerkungen über das uns vorliegende Referat des Herrn v. Mises nicht überflüssig waren. Ich habe ihm keineswegs, wie er zu glauben scheint, seinen liberalen Standpunkt zum Vorwurf gemacht. Ich dachte, in meinen vormittägigen Ausführungen alles Erdenkliche getan zu haben, um dieses Mißverständnis, dessen Möglichkeit ich vorausgesehen habe, nicht aufkommen zu lassen. Ich glaube darum, daß meine Bemerkungen durch die Entgegnung des Herrn v. Mises nicht getroffen werden. Die mir aus ähnlichen Diskussionen sehr geläufigen Zitate aus den Werken der Begründer der österreichischen Schule habe ich, wie ich nachdrücklich betonte, keineswegs vorgebracht, um die wirtschaftspolitische Auffassung des Herrn v. Mises zu bekämpfen, die übrigens, wie ich ausdrücklich bemerken will, keineswegs mein Mißfallen erregt hat. Mir lag nur daran, festzustellen, daß eine Reihe von namhaften Vertretern dieser Lehre, darunter auch ihre Begründer, aus ihr nicht jene wirtschaftspolitische Folgerung gezogen haben, die er ziehen zu müssen glaubt. Sie waren überdies vorwiegend der Ansicht, daß sich keine wirtschaftspolitische Richtung — oder jede in gleicher Weise — auf die Nutzwertlehre berufen könne. Ich persönlich habe zu dieser Frage überhaupt nicht Stellung genommen. Meine Feststellung sollte nur der Behauptung entgegentreten, daß die subjektive Wertlehre wirtschaftspolitisch fundiert sei. Dieser auch von Professor v. Mises mit Recht so lebhaft bekämpften Behauptung wird am ehesten dann der Boden entzogen werden, wenn in einer Erörterung der Grundfragen der Wertlehre jede wirtschaftspolitische Argumentation unterbleibt. In diesem Sinne habe ich die „Wertfreiheit“ der Wertdiskussion gefordert.

(Beifall.)

Vorsitzender:

Wir stehen am Ende einer Diskussion, die volle acht Stunden gedauert hat. Ich möchte Ihre Nerven nicht weiter auf die Probe stellen und meinerseits nur noch eine Bemerkung zur Diskussion machen.

Herr v. Mises war so freundlich, als einen wichtigen Ertrag der Diskussion zu bezeichnen, daß ich mich seinem Standpunkt wenigstens angenähert habe. Ich glaube, daß die Bedeutung der Tatsache, wo ich stehe, von ihm überschätzt wird, jedenfalls aber hat er unrecht, wenn er behauptet, daß diese Annäherung heute in der Diskussion erfolgt sei. Ich darf darauf hinweisen, daß ich schon in der ersten Auflage meiner Grundzüge, die vor elf Jahren erschien, und in Vorlesungen, die ich vor jetzt bald zwanzig Jahren gehalten habe, denselben Standpunkt vertrat. Herr v. Mises kann in den Grundzügen nachlesen, daß ich schon immer der Auffassung war, daß die Begriffe der ökonomischen Theorie in den ver-

9*

schiedenen Wirtschaftssystemen parallel geschaltet sind. Er wird auch dort die Auffassung finden, daß sich in der sozial nicht differenzierten Bedarfsdeckungswirtschaft grundlegende Regelmäßigkeiten des ökonomischen Prozesses aus dem abstrakt gedachten Verhalten des wirtschaftenden Menschen deduzieren lassen, die dann mutatis mutandis in allen Wirtschaftssystemen ihre Gültigkeit haben, ohne allerdings deren Gesamtgehalt zu erschöpfen. Es sollte mich freuen, wenn Herr v. Mises wenigstens auf diesem Wege nunmehr von meinen Auffassungen Notiz nimmt.

Erlauben Sie aber noch, daß ich mit einem Wort auf die allgemeinen Bemerkungen des Herrn v. Mises zurückkomme, in denen er die Verhandlungen der letzten Tage etwas summarisch abgetan hat. Indem ich seine Einschränkung auf die Diskussion zugrunde lege, möchte ich doch betonen, daß trotz mancher unerfreulichen Länge und ergebnislosen Breite einzelner Diskussionsredner der Gesamtertrag nicht gering war, da wir doch eine ganze Zahl wichtiger Bemerkungen zu unseren Themen erhielten. Das wird allerdings nur derjenige richtig beurteilen können, der der Diskussion wirklich beigewohnt hat. Und wenn es nicht in allen Momenten der Diskussion so war, wie es hätte sein sollen, und wenn wir alle der Meinung sind, daß eine solche Diskussion straffer geführt und stärker auf das theoretische Problem zugespitzt sein könnte, so gibt es dagegen ein sehr einfaches Mittel: daß sich die Kritiker nicht schmolend zurückziehen, sondern an der Diskussion beteiligen, wodurch, wie ich nicht bezweifle, sofort jenes bedeutende Niveau erreicht würde, das sie vermißt haben. Wir sind nun aber doch endlich am Schluß unserer Verhandlungen angelangt, und ich erlaube mir noch — mit einem Generaldank an alle Herren Redner —, zu einer letzten Schlußbemerkung Herrn Spiethoff das Wort zu erteilen.

Prof. Dr. Spiethoff (Bonn):

Ich will Sie nicht noch länger aufhalten, sondern nur einer Dankespflicht genügen. Wir danken Herrn Lederer für die ausgezeichnete Leitung unserer Verhandlungen. Er ist immer wieder, viel stärker als nach außen in Erscheinung trat, bemüht gewesen, die Aussprache in feste und fruchtbare Bahnen zu lenken, und er hat damit ihr Ergebnis sehr gesteigert. Vor allem danken wir Herrn v. Mises. Er hat nicht nur heute die Hauptkosten der Wechselrede bestritten, er hat die Untersuchung angeregt und die größere Hälfte der Mitarbeiter des ersten Halbandes angeworben. Ich sehe in der schriftlichen und mündlichen Aussprache über die Wertfrage einen großen Erfolg unseres Vereins, und diesen danken wir, soweit ein einzelner dafür in Frage kommt, in erster Linie Herrn v. Mises. Träger der Untersuchung sind die Gesamtheit der Mitarbeiter und Redner, und auch ihnen zu danken, ist eine selbstverständliche Pflicht.